Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 128 (2008)

Artikel: Als der Flügel des Thanatos Zürich streifte : der amerikanische Fliegerangriff vom 4. März 1945 auf Zürich

Autor: Bernhard, Roberto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985152

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ROBERTO BERNHARD

Als der Flügel des Thanatos Zürich streifte

Der amerikanische Fliegerangriff vom 4. März 1945 auf Zürich

Die Bombardierung der Stadt Zürich durch die nordamerikanische Luftwaffe – am 4. März 1945 – bestätigt, zu welchen Irrtümern es bei der Auffindung von Zielen im Zweiten Weltkrieg kommen konnte. Hier wie in anderen Fällen waren Fragen und Gerüchte zum Thema aufgetaucht, ob der Angriff wohl absichtlich dieser Schweizer Stadt gegolten habe.[1] Besonders angeregt hatte solches der Umstand, dass im Milchbuckquartier in den Trümmern eines getroffenen Hauses

[1] Neben der zutreffenden Annahme einer Verwechslung des Ziels spielte die Vermutung eine Rolle, es handle sich um alliierte Signale oder gar Strafen, weil die von den Achsenmächten umringte Schweiz mit kriegswichtigen Lieferungen und Durchfuhren den Alliierten «zu wenig neutral» sei. Thomas Bachmann, Verfasser einer unveröffentlichten, ab 2009 in der Zentralbibliothek Zürich einsehbaren Lizentiatsarbeit der Universität Zürich – «The Swiss can't have it both ways. – Britische Neutralitätsverletzungen des Schweizer Luftraumes 1940–1945» – vermochte in einem Aufsatz «Vor 60 Jahren fielen Bomben auf Zürich. Irrtümer im strategischen Luftkrieg der Alliierten» («Neue Zürcher Zeitung» vom 4. März 2005) die vorsätzliche Wahl Zürichs als bewusst schweizerisches Ziel auszuschliessen, so weit es sich um die britischen Fliegerangriffe auf Zürich vom 23. Dezember 1940 und vom 18. Mai 1943 handelte. Auf eine Zielverwechslung führt er auch den amerikanischen Angriff vom 4. März 1945 zurück, ebenso die Bombardierung von Schaffhausen vom 1. April 1944. Diesem Autor verdanke ich viel.

eine Hakenkreuzfahne gefunden worden war.[2] Da die amerikanische Literatur über diesen Fliegerangriff in unserem Lande nicht leicht zugänglich ist, seien hier die aufschlussreichen Angaben aus einem Hauptwerk darüber zusammengefasst.

Ein amerikanischer Bericht

Dass die bombardierenden Flieger keine Ahnung hatten, dass sie sich über Schweizer Boden befanden, ergibt sich detailliert aus dem Buch «The Day We Bombed Switzerland. Flying with the US Eighth Army Air Force in World War II» (Airlife Classic, Airlife Publishing Ltd, Shrewsbury, England, 2000, ISBN 1-84037-371-7). Es besteht kein ersichtlicher Anlass, der Darstellung in diesem Werk nicht zu trauen. Sein Verfasser ist Jackson Granholm. Er hat in der Flugzeugbranche eine Laufbahn im Ingenieurwesen, speziell in der Elektronik, absolviert, ist publizistisch tätig, wobei manche seiner Texte verfilmt worden sind. Im Zweiten Weltkrieg erlangte er den Grad eines Captains, übte die Funktion eines Navigators aus, zuletzt als Group Navigator, d.h., er wurde nach längeren Kampfeinsatzperioden vorwiegend mit Stabsarbeit beschäftigt. Anlässlich der kriegsgerichtlichen Verhandlungen des Bombardements von Zürich wurde Granholm, obschon kein Jurist, mit der Verteidigung der angeklagten amerikanischen Flieger betraut. Er konnte diese aber dann weitgehend zwei Assistenten übertragen, welche erfahrene Strafverteidiger waren.

Der Untertitel seines 246 Seiten starken Memoirenbandes gibt den Buchinhalt treffender wieder als die hauptsächliche Überschrift, berichtet er doch über seine ganze Kriegsfliegerkarriere. Allerdings

---

[2] Diese Sonderbarkeit ist auch dem im nächsten Absatz dieser Abhandlung vorgestellten amerikanischen Autor Jackson Granholm (S. 141) nicht entgangen. Bachmann vermag in seinem NZZ-Aufsatz (vgl. hier Anm. 1) dem Gerücht den Garaus zu machen, die Bomben hätten einem Zürcher Nazinest gegolten. Die Fahne hatte eine Angehörige der Bewohner eines getroffenen Hauses aus Deutschland mitgebracht und behalten, weil es sie reute, ein «so gutes» Stück der damals raren Textilien zu entsorgen.

Frohburgstrasse Nr. 174, Assek. Nr. 1336,
(Haus Prof. Tank.)

Frohburgstrasse Nr. 184, Assek. Nr. 89.
(Haus Honegger/Arnold.)

Abb. 1: Stadtpolizei Zürich: Tatbestandsaufnahmen der Gebäude- und Sachschäden, entstanden durch Bombenabwürfe im Strickhofquartier in Zürich 6 am 4. März 1945. (Staatsarchiv Zürich, N 1103.1)

enthält der Text eine in die Einzelheiten gehende Schilderung des über Zürich endenden Angriffs und des nachfolgenden Militärstrafprozesses, welche die ganze zweite Hälfte des Bandes durchzieht und infolgedessen eine überaus klare Quelle zum Verständnis des Vorfalls vom 4. März 1945 bildet. Dieser hatte laut Granholm (S. 140) fünf Bewohner der Stadt Zürich das Leben gekostet[3].

Granholm geht nebenbei kurz auf den Bombenangriff auf Schaffhausen und Umgebung vom 1. April 1944 ein. Dieser Angriff war ebenso wie jener auf Zürich das Werk der 392nd Bomb Group (Teil des 14th Combat Wing der Second Air Division, Eighth U.S.A.A.F.). Dieser Einheit war einer der raren, mit dem Navigationsradar H2X (sog. «Mickey» set) ausgerüsteten Leitbomber zugeteilt. Derselbe sollte mit diesem Gerät durch Dunkelheit und Wolken sehen können (S. 79). In einem solchen Radar-Pfadfindungs-Flugzeug war die

[3] Diese Zahl stimmt mit den damaligen amtlichen, in der Tagespresse veröffentlichten Darstellungen überein. Im «Geschäftsbericht des Regierungsrates an den Zürcherischen Kantonsrat 1945», S. 78 f., werden 5 Getötete und 15 Verletzte sowie 5 vollständig und 6 stark beschädigte Häuser aufgeführt; die Zahl der Toten ist jedoch im Staatsarchiv von Hand durchgestrichen und durch eine «6» ersetzt. Der «Geschäftsbericht des Stadtrates» von Zürich fürs selbe Jahr erwähnt lediglich den Betreuungsaufwand für 13 Obdachlose. Die Morgenausgabe der «Neuen Zürcher Zeitung» (Nr. 390) vom 5. März 1945 nennt 5 Tote, 2 Vermisste und 12 Verletzte. Im Bericht derselben Zeitung (Morgenausgabe, Nr. 408) vom 8. März 1945 über die Trauerfeier ist ebenfalls von 5 Todesopfern die Rede. Ernst Wyler, «Bordbuch der Schweizer Luftfahrt 1783 bis 2000» (NZZ-Verlag, Zürich 2001, ISBN 3-85823-887-2), S. 155, schreibt gar von 7 Toten (hat er die vorerst vermisst Gewesenen mitgezählt?) sowie 12 Schwerverletzten. Am 8. Mai 2006 schriftlich mitgeteilte, verdankenswerte Recherchen von Dr. Nicola Behrens (Stadtarchiv Zürich) ergaben, dass bis und mit der letzten Erwähnung im Stadtratsbeschluss Nr. 484 vom 16. März 1945 stets nur die Zahl 5 für die Getöteten aktenkundig ist. «Es kann deshalb davon ausgegangen werden, dass keine weiteren Todesopfer dazu gekommen sind resp. dass bei allfällig später verstorbenen Personen der Kausalzusammenhang zwischen Bombardierung und Todesfolge nicht mehr so offensichtlich sein dürfte wie bei den fünf, mit offiziellen Ehren bestatteten Personen.» – An dieser Stelle sei auch Herrn Dr. Meinrad Suter (Staatsarchiv des Kantons Zürich) für seine Mithilfe bei den Abklärungen gedankt. Besonderer Dank gebührt auch Frau Marianne Davatz-Bürkli, in Minusio. Sie hat durch die Überlassung von Granholms Werk aus dem Nachlass ihres Ehemannes, Fl Hptm (Beobachter) a D und Dr. iur. Florian E. Davatz (1917–2005), Anlass zur vorliegenden Studie gegeben.

Mannschaft um einen «command pilot» und einen «dead-reckoning navigator» verstärkt (der den Kurs anhand von Daten wie Geschwindigkeit, Zeitablauf, Windstärke, Lufttemperatur, Abdrift, Kompass- und Höhenmesserablesung zu berechnen und in Kartenkoordinaten auszudrücken hatte; vgl. Granholm, S. 194). Granholm fasst auf S. 135 zusammen, am 1. April 1944 habe die 392nd Bomb Group Chemiewerke in Ludwigshafen als Ziel zugewiesen bekommen. Doch schon über dem Ärmelkanal habe die Radaranlage Fehlfunktionen gezeigt. Gleichwohl habe der kommandierende Pilot beschlossen, die Mission fortzusetzen. Über dem Kontinent sei man auf eine Sturmfront mit Wolkengipfeln bis vier Meilen und mehr Höhe gestossen; die Bodensicht sei verdeckt gewesen. So sei Ludwigshafen unauffindbar geblieben. Eine durch eine Wolkenlücke entdeckte Stadt habe man übereinstimmend als Freiburg i. Br. ausgemacht und als Ersatzziel gewählt. Es war aber Schaffhausen. Die 392. Gruppe sei damals «unglaubliche 130 Meilen oder so vom Kurse abgekommen».[4]

---

[4] Die Einzelheiten zum Fliegerangriff auf Schaffhausen und Umgebung – dem schwersten, der die Schweiz im Zweiten Weltkrieg getroffen hat –, berichtet aus der amerikanischen Fliegeroptik der damalige «bombardier» und spätere Colonel Charles C. McBride in seinem Buch «Mission Failure and Survival» (Sunflower University Press, Manhattan, Kansas USA, 1989, ISBN 0-89745-125-2). Auf vervollständigter Aktenkenntnis beruht ferner die Darstellung von James H. Hutson, Director of Documents, Library of Congress, Washington D.C., «Bombing the Sister Republic», in: Andreas Schiendorfer (Redaktor), «Angst – Trauer – Hoffnung. Die Kriegsjahre in Schaffhausen 1939–1945» (Meier Verlag, Schaffhausen 1995, ISBN 3-85801-090-1), S. 145–175. Hutsons Kritik an McBride auf S. 173 in Anm. 81 überzeugt da nicht ganz, wo er McBrides Fehlerhaftigkeit damit zu belegen versucht, dass dieser auf S. 126 von einer erneuten Bombardierung Schaffhausens am 22. Februar 1945 schreibt. Hutson verkennt anscheinend, dass McBride auf S. 126 lediglich ein Dokument zitiert, das von General George C. Marshall stammt und diese Verwechslung enthält. Diese mochte indessen deswegen nahe liegen, weil in Amerika eine Unterscheidung von Stadt und Kanton Schaffhausen Mühe bereiten konnte, zumal an jenem Tage tatsächlich in diesem Kanton folgende Orte von der US-Luftwaffe angegriffen wurden: die Städte Neuhausen (das städtebaulich mit der Kantonshauptstadt zusammengewachsen war) und Stein am Rhein sowie das Gebiet von Beringen und Lohn; vgl. Franco Battel, «Die Bombardierung. Schaffhausen 1944 – Erinnerungen, Bilder, Dokumente» (Verlag am Platz, Schaffhausen 1994, ISBN 3-90860-905-4), S. 11.

Opfer alliierter Strategie

Der minuziöse Bericht Granholms über den Bombenabwurf auf Zürich, zwei Monate vor Kriegsende in Europa, und die nachfolgende gerichtliche Abklärung weisen einmal mehr die Unzuverlässigkeit der Flugnavigation Mitte der Vierzigerjahre nach. Mit anderen Worten: Gravierende Irrtümer waren von Zeit zu Zeit unvermeidlich; sie konnten zu Übergriffen auf die Schweiz führen. Hinzu kam, dass eine Rückkehr samt der Bombenladung Risiken bei der Landung mit einschloss und ein Notwurf in den Ärmelkanal keinen Beitrag zur Kriegsanstrengung mit sich brachte (S. 137; vgl. auch S. 59 und 62). Die Besatzungen waren daher instruiert, bei Unauffindbarkeit befohlener Ziele «targets of opportunity», Gelegenheits- oder Zufallsziele, anzugreifen.

Diese wurden damals definiert als «Any military objective positively identified as being in Germany, east of the current bomb line, and west of twelve degrees (east longitude, approximately the longitude of Leipzig)». Es sollte also nur in Deutschland, östlich der jeweiligen Bombardierungslimite und westlich des 12. Längengrades attackiert werden (S. 137). Der Strafprozess ergab, dass bei der Beschränkung auf «positiv identifizierte» militärische Objekte nie erörtert worden war, was unter einer «positiven Identifikation» zu verstehen war (S. 187 f.). Wir werden noch sehen, dass für Identifikationen nur kurze Augenblicke unter erschwerten Bedingungen zur Verfügung stehen konnten.

Was als militärisches Objekt gelten konnte, ergibt sich nicht nur aus der gesamten Strategie der von den Alliierten geflogenen Bombenangriffe,[5] sondern bereits aus einer beiläufigen, einigermassen zynischen

---

[5] Unter militärischen Objekten sind gemeinhin solche zu verstehen, die zu den Streitkräften gehören oder von diesen benützt werden und nicht besonderen Schutz geniessen wie z.B. Militärlazarette und Ambulanzfahrzeuge. In einem weiteren Sinn fallen darunter auch spezifisch kriegswirtschaftlich bedeutsame Anlagen, z.B. Waffen- und Munitionsfabriken sowie Verkehrswege oder Transportmittel. Über diesen Begriff weit hinaus reichten die gegen zivile Wohnzentren gerichteten Zielsetzungen des Bomber Command der Royal Air Force.

Schluss der Anm. 5 siehe folgende Seite

Bemerkung Granholms über das, was man mit dem Abwurf über der Stadt, die man für Freiburg i.Br. gehalten hatte, erreicht zu haben glaubte: keinen besonders guten Wurf, da kein Eisenbahnverkehr Schaden genommen hatte. «Doch waren wenigstens einige Wohnstätten deutscher Arbeiter unbewohnbar gemacht worden» – was besser schien, als die Bomben wieder nach Hause zu schleppen (S. 138). Die Schweizer Erfahrung jener Tage war jedenfalls, dass recht wahllos gebombt werden konnte.[6]

Vgl. Henry Probert, Air Commodore MBE MA, «Bomber Harris, his Life and Times. The Biography of Marshal of the Royal Air Force Sir Arthur Harris, the Wartime Chief of Bomber Command» (Greenhill Books, London/Stackpole Books, Mechanicsburg, Pennsylvania USA 2003, ISBN 1-85367-555-5), S. 132, 147, 187, 194f., 208f., 223, 414 und 416–418. Anders, doch nur anfänglich, die über Europa in den Einsatz gelangenden nordamerikanischen Luftstreitkräfte. So löste sich der Begriff des «militärischen Objekts» in hohem Masse auf. Vgl. A.C. Grayling, «Among the Dead Cities. The History and Moral Legacy of the WW II Bombing of Civilians in Germany and Japan» (Walker & Company, New York 2006, ISBN-10: 0-8027-1471-4, ISBN-13: 978-0-8027-1471-8), S. 139–142. Bereits Ende Mai 1940 begründete der Direktor des eidgenössischen Kriegswirtschaftsamtes, Saxer, vor der Bundeshauspresse anhand der Erfahrungen «mit der neuen, mit der ‚totalen' Kriegsführung» den nunmehrigen Verzicht auf Massenevakuationen von Zivilisten. Er tat dies mit dem Argument, es habe sich gezeigt, dass nunmehr Verkehrswege und -mittel aller Art, auch von fliehenden Zivilpersonen in grosser Zahl benützte, samt anderen lebenswichtigen Anlagen rücksichtslos aus der Luft angegriffen würden. Vgl. die Wiedergabe eines Ausschnitts aus der Schaffhauser «Arbeiter-Zeitung» vom 31. Mai 1940 bei Matthias Wipf, «Bedrohte Grenzregion. Die schweizerische Evakuationspolitik 1938–1945 am Beispiel von Schaffhausen», Schaffhauser Beiträge zur Geschichte, Bd. 79/2005, Diss. phil.-hist., Universität Bern (Chronos Verlag, Zürich 2005, ISBN 3-0340-0729-9), S. 131. – Auf diese Strategien wird weiter unten im Kontext zurück gekommen.

[6] Auf Schweizer Boden wurden 1939–1945 um die 80 Örtlichkeiten durch Bombenabwürfe und Bordwaffenbeschuss fremder Flugzeuge betroffen. Vgl. die Landkarte bei A. Riser, «Der Luftschutz im Aktivdienst», in: Hans Rudolf Kurz (Hg.), «Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg» (Ott Verlag, Thun 1949), S. 156. Wipf nennt a. in Anm. 5 a.O., S. 241 77 Bombardierungen. Es gab mehrfach betroffene Lokalitäten. Wyler schreibt a. in Anm. 3 a.O., S. 156 von 85 bombardierten Ortschaften und 15 mit Bordwaffen beschossenen. *Schluss der Anm. 6 siehe folgende Seite*

Der Ablauf: Verunglücktes in Serie

Der Ablauf der Ereignisse am 4. März 1945 lässt sich anhand der Darlegungen Granholms in der folgenden Weise zusammenfassen. Das der 392nd Bomb Group befohlene Ziel war eine «tank factory» in Aschaffenburg. Eingesetzt waren zwanzig Kampfflugzeuge vom Typ Consolidated B-24 «Liberator» unter dem Befehl von Major Myron Keilman, «Commanding Officer» der 579th Bomb Squadron. Die Besammlung der aus England anfliegenden Flugzeuge – es waren noch weitere Einheiten beteiligt – wurde wegen schlechten Wetters in einem Raum nördlich Paris vorgesehen. Die Wolken reichten bis auf 30 000 Fuss hinauf, so dass durch die Spitzen des Gewölkes hindurch geflogen werden musste. Dabei bildeten sich dicke, sich mit einander verwebende und dadurch zusätzlich sichtbehindernde Kondensstreifen. Keilman vermochte einen Teil seiner Gruppe zu besammeln und entschied sich trotz des ungünstigen Wetterberichts, zielwärts zu fliegen. Südlich von Stuttgart erreichte ihn jedoch über Funk der weiterzugebende Divisionsbefehl, umzukehren. Granholm bezeichnet die Witterung als «appalling», d.h. erschreckend (S. 135).

Gerade vor der 392. Gruppe flog die 44. als Spitze des 14th Combat Wing, drehte nun in weitem Bogen ab und verschwand in den Wolken. Die 392. war jetzt allein und wendete ebenfalls, weit ausholend. Keilman einigte sich mit dem Radaroperateur auf Pforzheim als Ersatzziel, befahl den Angriff, der von der Führungsstaffel der 392. Gruppe denn

---

Der grösste Teil dürfte auf britische und amerikanische Urheberschaft zurückgehen. Die z.T. erratisch wirkenden Trefferorte haben wahrscheinlich Notwürfe aus verirrten, beschädigten oder an Treibstoff knappen Flugzeugen zur Ursache. Die verdichtete Streuung dem Bodensee und Rhein entlang zeigt die erhöhte Anfälligkeit dieser Zone für Fehlnavigationen und belegt den Hang, alles Mögliche, das für deutsch gehalten wurde, anzugreifen. Ein Blick auf die Karte macht deutlich, dass längst nicht alles für echte militärische Ziele gehalten werden konnte. Vgl. meine eigenen Eindrücke aus jenen Jahren: Roberto Bernhard, «Jugendzeit im ‚Wartegau'. Wie ein Schweizer Jugendlicher die Zeit des II. Weltkrieges erlebt hat. Ein Beitrag zum vernachlässigten Thema der Wahrnehmung der Kriegszeit durch die Jahrgänge zwischen Aktivdienst- und Nachkriegsgeneration.» (Privatdruck, Winterthur 2002, nur in einzelnen öffentlichen Bibliotheken und Archiven), S. 57–70.

auch mittels Abwurfes durch die Wolken unter Radarzielfindung durchgeführt wurde. Doch Major Keilman stellte nun fest, dass ihm von seiner Gruppe die höher fliegende Staffel (squadron) abhanden gekommen war. Deren Leitflugzeug stand unter dem Kommando seines Piloten, First Lieutenant William R. Sincock.

Seit der Besammlung über Frankreich hatte dieser sich nur zwei Bomber der eigenen 392. Gruppe beigesellen können. Angeschlossen hatten sich ihm indessen noch drei weitere B-24, wovon einer von der benachbart stationierten 446. Gruppe des 96th Combat Wing und zwei aus der 491st Bomb Group stammten.[7] Einer dieser beiden wurde als ein Leitflugzeug angesehen, weil dessen Radardom ausgefahren war (S. 136). Nun erblickte Sincock aber die 44. Gruppe, in der ein den «Wing» befehligender kommandierender Pilot mitflog. Oberleutnant Sincock fragte diesen über Funk nach seinen Absichten, erfuhr, dass dieser einen radargesteuerten Angriff auf Stuttgart als Gelegenheitsziel anflog, und schloss sich dem an – allerdings nur, um nach einer scharfen Rechtskurve der 44. Gruppe diese in einer Wolke verschwinden zu sehen.

Sincock musste nun wieder auf eigene Faust ein geeignetes Ziel suchen. Die fast zu einem geschlossenen Kreis ausgewachsene Rechtswendung trug nichts zu den Ortungsmöglichkeiten seines Navigators Oberleutnant Theodor Balides bei, der in einer Dunkelkammer vor dem Bildschirm seines britischen Gee-Navigationsgeräts sass, das jedoch von den Deutschen gestört wurde. Pilotierungsnavigator Oberleutnant George W. Barger im Bugturm sah nichts als Wolkenwände, und der Radaroperateur Leutnant Murray Milrod hatte ebenfalls keine verlässlichen Positionsangaben für Balides verfügbar (S. 137). Granholm schreibt auf S. 103, die Navigationsausrüstung der 8th Air Force sei eben keines öffentlichen Rühmens würdig, aber – beides britische Erfindungen – doch viel besser als nichts gewesen.

---

[7] Hutson nennt a. in Anm. 4 a. O. auf S. 166 den Angriff auf Zürich vom 4. März 1945 als das Werk einer gemischten Gruppe von drei Flugzeugen der 392. Bombergruppe, zweien aus der 491. und – anders als Granholm – einem aus der 445. Gruppe.

In dieser Situation einer totalen Bewölkung war auch keine visuelle Positionierung möglich. Sincock beauftragte daher seinen Copiloten, Oberleutnant Norman F. Johnston, das nebenan mitfliegende Leitflugzeug der 491. Gruppe über Funk um Ortsangabe zu ersuchen. Die Verbindung kam aber nicht zustande. Nun meldete indessen Leutnant Milrod, er glaube, auf dem schwach funktionierenden Radarapparat in ungewisser Weise eine Stadt voraus zu erkennen. Oberleutnant Balides vermutete anhand des unter verwirrlichen Umständen errechneten und konstruierten Kartenbildes, man könnte sich in der Nähe des Donauoberlaufes über dem Schwarzwald befinden. Oberleutnant Barger vermeldete nun Sicht durch ein Wolkenloch auf einen Teil einer grossen Stadt. Die drei Beobachtungen veranlassten Barger, die Stadt als Freiburg im Breisgau zu bezeichnen. Kommandant Sincock entschied: «Lasst sie es haben!» (S. 138).

Nun kroch Bombenschütze Oberleutnant Alfred R. Williams in den Bug, visierte durch sein Sperry-Zielgerät und öffnete die Klappen des Bombenschachts. Das Wolkenloch erschien wie ein Brunnenschacht und gab den Blick auf einen mit Güterzügen erfüllten, grossen Güterbahnhof frei – ein ideales Ziel. Williams musste sich beeilen, da bereits Nebelfetzen durch sein Gesichtsfeld sausten. Er stellte heftigen Wind fest, hatte Mühe, mit der Abdrift fertig zu werden und fixierte das Fadenkreuz, so gut es in der Hast und Nervosität eben ging. 48 Bomben zu 500 kg sausten in die Tiefe; alle mitfliegenden Bomber hatten die ihrigen unmittelbar nach dem Leitflugzeug gelöst. Die Last schlug in Wohnhäuserreihen ein; etwa zwanzig Bomben fielen – zum Glück für die Zürcher Bevölkerung – in einen Wald. Granholm detailliert die Schäden, die dieses – wie er es ironisch nennt – «amerikanische ‚Präzisions'-Bombardement» eines Güterbahnhofs anrichtete (S. 138 und 140).

Es war nicht der einzige heisse Moment dieses das Hauptziel verfehlenden Fluges. Als die 466. Gruppe auf Stuttgart zuwendete, stiess sie beinahe mit dem andersherum abdrehenden 20th Combat Wing zusammen. Dabei verlor in der entstehenden Verwirrung die 458. Gruppe die führende 466. aus dem Blickfeld und musste den Güterbahnhof Stuttgart selbständig angreifen (S. 140).

Warum wurde eigentlich unter so schlechten Voraussetzungen auf vorzeitigen Rückflug verzichtet? Einige Gründe wurden hier bereits genannt. Granholm nennt weitere Veranlassungen auf S. 143 f.: Rückkehr ohne Kampfgeschehen und mit intakter Bombenladung konnte den Verlust der Gutschrift des Fluges als Einsatz gegen den Feind bedeuten und damit die Abberufung aus dem Fronteinsatz hinausschieben, mit der das fliegende Personal nach einer bestimmten Reihe vollzogener Feindflüge rechnen konnte.[8] Auch galt solche Kapitulation vor der Ungunst der Lage als ängstlich und damit dem dieser Truppe zukommenden Selbstbild abträglich.

Ergebnisse des gerichtlichen Nachspiels

Es wäre nun nicht uninteressant, Granholms fast protokollartigem, lebhaftem Bericht über das kriegsgerichtliche Verfahren zu folgen, das nach einer militärischen Strafuntersuchung am 22. Mai 1945 einsetzte. Wir müssen uns hier jedoch weitgehend auf eine Zusammenfassung jener Punkte beschränken, die ergeben, warum es zum Bombenabwurf auf Zürich kam.

Angeklagt wurde lediglich der kommandierende Pilot des Leitflugzeuges der bombardierenden Formation, Oberleutnant Sincock, sowie

---

[8] Hier kann lediglich das Beispiel des Bomber Command der Royal Air Force vergleichsweise angeführt werden. Dort war eine Diensttour im Fronteinsatz anfänglich auf 200 Stunden bemessen. Wegen Bedenken, dass schwächere Besatzungen zum Nachteil einsatzfreudiger die gesetzten Ziele zu leicht vermeiden und dennoch auf die erforderliche Einsatzdauer kommen könnten, wurde diese Fronttour vom 4. Februar 1943 an auf 30 Flugeinsätze gegen den Feind angesetzt, vorausgesetzt, der Staffelkommandant hatte den Einsatz auf Grund der Photodokumentation validiert. Sonst zählte der Flug nicht. Eine zweite Tour wurde zur Pflicht, zählte aber nur noch 20 Operationen. Im März 1944 wurden Kurzstreckeneinsätze auf «sanftere» Ziele in Frankreich jedoch nur als ein Drittel einer vollen Operation gezählt. Zur beängstigend schwachen Überlebenschance der Bomberbesatzungen vgl. den Kontext dieser Abhandlung bei Anm. 24 und 26 sowie Probert a. in Anm. 5 a.O., S. 209f. Bei der amerikanischen Luftwaffe wurden laut Hutson (a. in Anm. 4 a.O., S. 165) die Flieger im März 1945 zu einem höheren Leistungsgrad verpflichtet; ihre Kommandanten waren weniger bereit, technisches Versagen als Entschuldigung für Navigationsfehler zu akzeptieren.

der ihm zugeteilte Navigator Oberleutnant Balides. Mit dem nicht ganz einleuchtenden Umstand, dass nur diese beiden Beteiligten angeklagt wurden, brauchen wir uns für unseren Zweck nicht zu befassen. Der Kuriosität halber sei immerhin erwähnt, dass der aus insgesamt 15 Offizieren bestehende Gerichtshof unter dem Vorsitz des weltweit berühmten, bei der U.S. Army Air Force dienenden Filmschauspielers Colonel James Stewart tagte, der sich als sehr human erwies.

Die beiden Flieger waren beschuldigt, gegen den 96. Kriegsartikel verstossen zu haben, indem sie fahrlässig bestimmte Regeln und Instruktionen missachtet hätten. Die Umschreibung des Fahrlässigkeitsbegriffs, die Granholm zitiert, sieht aus kontinentaleuropäischem Verständnis indessen eher nach Eventualvorsatz aus. Laut Granholm riskierten die beiden Angeklagten lebenslängliche Freiheitsstrafen. Folgt man seiner Darstellung, so war das Prozessrisiko für seine beiden Klienten nichts Vernachlässigenswertes. Dementsprechend litten sie sichtbare Ängste. Wir dürfen hier aber vorausschicken, dass beide einen Freispruch erlangten.

Von Interesse sind an dieser Stelle vor allem die hervorstechenden Ergebnisse des Beweisverfahrens, in dem eine Reihe Zeugen zu Worte kamen, darunter Mitglieder der Besatzung von Sincocks Flugzeug.

So ergab sich, dass die Witterungsbedingungen erheblich schlechter, die Bewölkung und die Kondensstreifenbildung bedeutend stärker waren, als den fliegenden Mannschaften vorausgesagt worden war. Im Besammlungsraum, für den eine Höhe von 14 000 Fuss angesagt war, musste wegen des schlechten Wetters und der miserablen Sicht auf 23 000 Fuss gestiegen werden.

Bezüglich der Frage, mit welchem Kartenmaterial der Einsatz geflogen worden sei, zeigte sich, dass eine sogenannte «Berner» Landkarte sich nicht im Verzeichnis der auf diesem Flug mitzuführenden Karten befand. Ferner stellte sich heraus, dass die mitgenommene «Mercator»-Karte die Schweiz nicht umfasste und keine Signatur der Landesgrenzen aufwies. Dagegen sollen genügend andere Karten mit eingezeichneten Grenzen dabeigewesen sein. Die britische Luftfahrtkarte freilich enthielt zwar die Grenzen, aber keine den Staat bezeichnende Aufschriften. Hinsichtlich dieser Navigationsunterlagen blieben somit etwelche Ungewissheiten bestehen.

Aus dem Beweisverfahren ging weiter hervor, dass noch andere Einheiten an jenem 4. März 1945 die Erfüllung ihres Auftrags verfehlt hatten. Ebenso kam zum Ausdruck, dass vom vorgegebenen Weg abgewichen und dabei Zeit verloren wurde. Jedenfalls hatte der Navigator Balides schon über dem Kanal den Mechaniker ersucht, die Heizung in Ordnung zu bringen, eine Arbeit, die den bereits unter Druck befindlichen Navigator aber bei seinen Aufgaben störte. Sein Flugzeug erreichte den Besammlungsraum erst verspätet. Auf der Suche nach der eigenen Gruppe wurde sogar zurückgeflogen. Diese wurde dann erst an einem nicht mehr bestimmbaren Ort östlich von Metz gesichtet. Es wurde ein eigentlicher Zickzackkurs geflogen, um die höchsten Wolken zu vermeiden und um die Flugzeuge der eigenen Gruppe zu finden. Balides sagte aus, dies habe es ausgeschlossen, die Winde zu berechnen; um dies erfolgreich zu tun, benötige man zehn Minuten geraden und ebenen Fluges.

Festgestellt wurde, dass das Logbuch durch Oberleutnant Balides lückenhaft geführt worden war, dass aber bei diesen Wetterbedingungen eine vollständige, verlässliche Führung nicht zu erwarten war. Es war zudem zu einer Abfolge von mangelhaften Daten betreffend Wind, Abdrift, Flughöhe und Geschwindigkeit gekommen. Dies erschien jedoch als gängige Fehlerhaftigkeit, wenn im Fluge ständig herumgekurvt wurde, wie dies hier der Fall gewesen war. So wurde sogar die Tatsache eingestuft, dass Balides Koordinaten richtig notiert, aber einmal – von ihm unbemerkt – unzutreffend auf die Karte übertragen hatte.

Defiziente Arbeitsbedingungen

Zu den Unzulänglichkeiten dieser Unterlagen fügten sich defiziente Wirkungsweisen der elektronischen Führungshilfen: H2X funktionierte ungenügend; die Gee-Box wurde von den Deutschen ernstlich gestört.[9] Ausserdem verfügte Oberleutnant Balides an seinem Arbeits-

[9] Zum Versagen von Navigationsgeräten vgl. auch Hutson a. in Anm. 4 a. O., S. 154 f., 156 ff. und 164 ff.

platz über keinerlei Sicht nach aussen. Diese Dunkelkammer war schliesslich noch mühselig gestaltet, indem der Navigator gezwungen war, den Kompass über die eigene Schulter zurückblickend abzulesen. Bei der Beurteilung des Navigators musste man den Stress mitberücksichtigen, unter den er infolge der angehäuften widrigen Umstände geraten war. Wer als erster darauf getippt hatte, das erkannte vermeintliche Ziel sei Freiburg i.Br., blieb etwas unklar. Gewissheit entstand aber, dass für die Wahrnehmung und Identifikation des Ziels nur knappe Zeit zur Verfügung stand. Der Zürichsee war dabei wegen der Wolkendecke unsichtbar. Pilot Sincock sagte aus, er habe persönlich über keine Karte von Freiburg – und damit anscheinend ohnehin nicht von Zürich – verfügt. Er habe auf den übereinstimmenden Ortungsbefund seiner drei Navigatoren abzustellen gehabt. (Wozu Granholm als Autor festhält, dass zwei nur Assistenten von Balides waren, dem die alleinige Verantwortung zukam.) Sincock selber konnte zur Ortsbestimmung wenig beitragen, weil der Pilotensitz keine gute Bodensicht gewährte.

Sincocks Aussagen änderten das Bild freilich insofern, als sich daraus abzeichnete, dass die gesteuerten Kurven nicht so sehr der Suche nach den anderen Flugzeugen der eigenen Gruppe gegolten hatten als dem Bemühen, dem die 392. Gruppe anführenden «squadron» durch das Gewölk zu folgen. Die Annahme von Navigator Balides, man habe schliesslich einen einzigen Wendekreis von 360 Grad geflogen, war ausserdem durch ein Missverstehen einer Ankündigung des Piloten entstanden, man wende um 360 Grad. Granholm zieht den Schluss, die gesamte, wilde Herumkurverei müsse nicht nur Navigator Balides, sondern die ganze Crew gänzlich verwirrt und entnervt haben. Nicht ganz verständlich ist Granholms Meinung, seine frühere Annahme, der stellvertretende Leitpilot habe es infolge einer Funkpause unterlassen, Sincock zu melden, man sei nun über der Schweiz, sei hinfällig geworden, als sich ergab, dass zwischen dem Führer jenes stellvertretenden Leitflugzeugs und Sincock früher schon ein Funkgespräch stattgefunden hatte. Leutnant Damerst, der das Logbuch des stellvertretenden Leitflugzeuges, das neben dem Apparat Sincocks hergeflogen war, geführt hatte, habe nämlich erkannt, dass man die Schweiz überflog, und sein Logbuch war im Prozess zu Vergleichszwecken herangezogen worden.

Wie dem auch sei, die geheime Urteilsberatung beanspruchte nur wenig Zeit; sie ergab, wie gesagt, zwei Freisprechungen, und zwar mangels Verschuldens. Der Vorsitzende war so freundlich, sich anschliessend zu den Freigesprochenen zu begeben und sie zu beglückwünschen.

Erreichte grundsätzliche Klärung

Von einer Urteilsbegründung ist in Granholms Buch keine Rede. Man darf wohl annehmen, dass der Eindruck herrschte, die Verkettung ungünstigster Bedingungen, einschliesslich des Ungenügens der Navigationsgeräte, habe gegenüber den vereinzelt sichtbar gewordenen, eher leichten Fahrlässigkeiten bei weitem überwogen. Dies dürfte insbesondere angesichts der Praxis, nicht ohne Abwurf der Bombenzuladung auf ein anscheinendes Ziel heimzukehren, der Fall gewesen sein. Die freilich etwas selektiv auf zwei junge Offiziere zielende Anklage und das deren Verhalten recht gründlich durchleuchtende richterliche Verfahren demonstrierten jedenfalls den Willen, die erhebliche Personen- und materielle Schäden verursachenden Verletzungen der schweizerischen Hoheitsrechte und Neutralität auf amerikanischer Seite auch judiziarisch nicht auf die leichte Schulter zu nehmen. Granholms Veröffentlichung darf als definitive Klärung gelten, dass der Angriff auf Zürich am 4. März 1945 ein Zielirrtum und keine der Schweiz geltende Attacke gewesen war. Implizit sagt das Buch dasselbe für den gleichen Tags erfolgten Fliegerangriff auf Basel aus und bestätigt den gleichartigen Befund für die Bombardierung von Schaffhausen und Vororten vom 1. April 1944.[10]

---

[10] Zum gleichen Schluss gelangt Bachmann in seiner in Anm. 1 erwähnten Lizentiatsarbeit, offenbar nicht zuletzt dank Granholm. Hutson bestätigt diesen Befund a. in Anm. 4 a. O., insbesondere auf S. 166. Seine Ausführungen lassen keinen Zweifel an den unbewältigten navigatorischen Problemen der US-Bombenflotte und an der Bemühung massgeblicher Führungsorgane der USA, deren peinlichen Auswirkungen auf ein befreundetes Land Einhalt zu gebieten.

Schluss der Anm. 10 siehe folgende Seite

Frohburgstrasse Nr. 186, Assek. Nr. 787.
(Haus Kindlimann)

Abb. 2: Stadtpolizei Zürich: Tatbestandsaufnahmen der Gebäude- und Sachschäden, entstanden durch Bombenabwürfe im Strickhofquartier in Zürich 6 am 4. März 1945. (Staatsarchiv Zürich, N 1103.1)

Unbereinigte meteorologische Meinungsverschiedenheiten

Ist jedoch damit alles Ursächliche gesagt und erledigt? Es hat Zeitgenossen des Unglücks vom 4. März 1945 gegeben, die das verneinen würden. Denn aus ihrer Sicht wäre die Zielverwechslung vermeidbar gewesen. So schrieb beispielsweise der politische Redaktor des «Neuen Winterthurer Tagblattes» (NWT), Dr. Georg C. L. Schmidt (Sdt.), am 5. März 1945 in seinem Inland-Leitartikel: «All dies Unheil ist bei hellem Himmel angerichtet worden, so dass die Orientierung an markanten Zeichen der Bodenkonfiguration, wie Zürichsee und Rheinknie keine Schwierigkeiten bereiten konnte.» Solches war damals in derartigen Fällen verschiedentlich zu vernehmen. Doch waren jene, die sich so äusserten, denn stets genau an Ort und Stelle des Bombenwurfs gewesen? Im Falle des zitierten Kommentators doch wohl kaum, zumal er sich sowohl auf Zürich wie Basel bezieht. Ausserdem bedeutet ein regional im allgemeinen heller Himmel aus Bodensicht nicht ohne weiteres, dass Wolken auf Flughöhe nicht im entscheidenden Augenblick am Orte der Zielwahl und des Befehls «Bombs away!» eben doch der Besatzung sichtbehindernd im Wege gestanden wären. Der Schreibende wird in dieser Auffassung bestärkt dadurch, dass er am Morgen des 1. Aprils 1944 nach Fliegeralarm von seinem Winterthurer Standort aus bei sonnigem Wetter den zahlreiche Wolkenballen aufweisenden Himmel trotz hörbarer Flugmotorengeräusche längere Zeit vergeblich visuell nach Flugzeugen abgesucht hat, bis ihn die geradezu als körperlichen Anprall empfundenen Schallwellen der Bombardierung Schaffhausens trafen.

Anders sieht es schon eher aus, wenn Augenzeugen (glaubwürdig) berichten, wie der Anflug und der Angriff, ja dessen Einleitung sich

---

Die Bestürzung der involvierten Besatzungen (S. 170) und weiter Teile der US-Öffentlichkeit ist dokumentiert. Daran ändern vereinzelte Minimierungsversuche und schlimmere Misstöne in den USA nichts. Hutson räumt auch, besonders auf S. 173 in seiner Anm. 95, mit schweizerischen Spekulationen auf, die Luftangriffe seien Sanktionen gegen die Eidgenossenschaft gewesen, Spekulationen, die noch 1994, so bei Battel a. in Anm. 4 a. O. ohne Rücksicht auf klärende Quellen, kolportiert wurden.

vom Boden aus beobachten liessen. Das will zwar noch nicht heissen, dass von oben genau das zu erkennen war, worauf es ankam, während das, was sich in der Luft anbahnte, von unten zu erahnen war, wenn es sich nicht gar deutlich abzeichnete. Nehmen wir als Beispiel eine Zuschrift eines im soeben erwähnten NWT-Leitartikel zitierten Augenzeugen. Dieser habe «früh um 10 Uhr beobachtet, wie vom Apparat des Kommandanten Leuchtraketen hochgingen, als die Staffel über Wallisellen stand. Diese Raketen bedeuteten offensichtlich den Befehl zum Bombenabwurf; denn unverzüglich wurden die Projektile ausgelöst.» In der «Neuen Zürcher Zeitung» (NZZ), Morgenausgabe vom 5. März 1945, findet sich im Bericht des Mitarbeiters *tz* folgende Beobachtung: «Die *sechs* in der Richtung von Winterthur kommenden viermotorigen Bomber sind in Dübendorf kurz vor 10 Uhr gesichtet worden. Sie waren von mehreren Schutzstaffeln begleitet, die Kurs gegen Schwamendingen nahmen. Als die Flugzeuge scheinbar über Wallisellen waren, konnte man genau beobachten, wie von einem der Bomber aus durch Leuchtraketen das Zeichen für den Bombenabwurf gegeben wurde. Unmittelbar darauf fielen *drei Bomben* auf das Gebiet der landwirtschaftlichen Schule *Strickhof*.» (Das Gebiet, wo sich heute die Universitätsgebäude Zürich-Irchel befinden.) Der Berichterstatter meldete auch Brandbombeneinschläge und schrieb: «Überall fand man zahlreiche Benzinkanister.»

Ein anderer Korrespondent, *V.T.*, vermeldete im gleichen Blatt u. a.: «Man vernimmt dumpfes Motorengeräusch. Sechs Bomber in nicht allzu grosser Höhe werden in zwei geschlossenen Dreierstaffeln sichtbar. Sie scheinen ohne Jagdbegleitung zu sein. Aus der hintersten Staffel werden drei feine kleine Nebelstreifen sichtbar, die wie winzige Würmchen aussehen. Sind es Leuchtraketen zu Landungszwecken?» (Notlandungswillige US-Flugzeugbesatzungen gaben damals ihre Absicht u. a. mittels Leuchtraketen kund.) «Diese drei Streifen vergrössern sich jedoch zusehends sehr schnell und sehen aus wie drei grosse Bandwürmer mit je einem kleinen Kopf nach unten. Die Streifen verlängern sich weiter mit grosser Geschwindigkeit. Diese drei Kondensstreifen zeigen mir die Gefahr. Die Bomberstaffel steht jetzt genau über unserem Haus.» Der Beobachter und seine Angehörigen gelangten nicht mehr in den Keller, bevor drei auf einander folgende Detona-

tionen sein Haus erschütterten. Die Einschlagstellen fand er fünfzig Häuser weiter entfernt.

An derselben Stelle werden auch Schilderungen eines Zeugen *A. G.* wiedergegeben: «Es war ungefähr 10 Uhr 20, als ich am Himmel einen weissen Streifen sah, der mit grosser Geschwindigkeit der Erde zuschoss. Es gab eine Detonation, der verschiedene andere folgten.» Der Pressekonferenz des Pressechefs des Territorialkommandos Zürich vom Sonntagnachmittag, 4. März 1945, entnahm die NZZ-Morgenausgabe vom 5. März 1945 neben anderem dies: «Das Unglück ereignete sich um 10 Uhr 18. Mehrere Bombergeschwader überflogen Zürich mit Flugrichtung Nordost–Südwest. Es wurden sowohl Brisanzbomben von 250 kg als auch zahlreiche Brandbomben abgeworfen.»[11]

Soll aus derartigen Meldungen geschlossen werden, die Sichtverhältnisse hätten den amerikanischen Fliegern bei mehr Achtsamkeit (und weit grösserer Geländekenntnis) erlaubt, das gewählte Ziel als Zürich bzw. als Stadt nicht in Feindesland zu identifizieren? Oder soll gar geargwöhnt werden, ihre im Prozessbericht von Granholm als dramatisch erscheinende Problematik der Zielvisualisierung sei als blosse Schutzbehauptung aufgebauscht gewesen? Die Anhaltspunkte dafür wirken unzulänglich. Ein gewisser Wahrnehmungskonflikt zwischen «unten» und «oben» lässt sich indessen nicht restlos ausräumen. Auch zwischen den Aussagen der am Boden befindlichen Augenzeugen lassen sich Differenzen ausmachen. Möglicherweise gehörte dieser Konflikt zu den Charakteristika solcher emotionsgeladener Situationen. Er soll deshalb hier einfach so stehen gelassen werden, wie ihn das hier benützte, schriftlich Überlieferte darbietet.

Die Lösung könnte allenfalls von einer noch wenig verbreiteten, doch vorhandenen wissenschaftlichen Disziplin geliefert werden, falls sie solche eng lokalisierten Einzelheiten wiederzugeben vermag, wie sie hier gefragt wären: die Meteorologiegeschichte. Vielleicht nimmt sie sich eines Tages des Problems an.

---

[11] Granholm schreibt dagegen auf S. 138 von auf Zürich abgeworfenen «48 thousand-pounders», also von 500-Kilo-Bomben.

Ein Hinweis auf Sichtprobleme der Flugzeugbesatzungen erbrachte aber bereits das NWT vom 9. März 1945 auf Seite 2 in seiner Berichterstattung über die hier auch später noch zu behandelnden Verhandlungen der Schweizer Behörden mit General Carl Spaatz, dem Befehlshaber der nordamerikanischen Luftstreitkräfte in Grossbritannien, über künftige Abwendung solchen Unglücks (überschrieben «Genugtuung für die Schweiz»), und zwar wie folgt: «Ein Schweizerkreuz auf rotem Grund im Ausmass von 48 : 48 Meter ist aus 6000 Meter Höhe gerade noch sichtbar. Man darf aber nicht vergessen, dass die Bomben bereits vorher abgeworfen sind, wenn das Flugzeug über seinem Ziel eintrifft. *Bei 4000 Meter Höhe erfolgt der Bombenabwurf bereits 4 Kilometer vor dem visierten Ziel.* Die niedrig fliegenden Apparate beginnen den Angriff mit Bordwaffen auch schon 1 bis 2 Kilometer vor dem visierten Ziel. Alles das kompliziert die Orientierung. Andere Markierungsmittel haben sich aus verschiedenen Gründen als unwirksam erwiesen, oder sie kommen praktisch nicht in Frage.» Für uns ergibt sich daraus, dass ein Beobachter am Boden die Flugzeuge unter Umständen aus seinem Blickwinkel vor blauem Himmel deutlich wahrnimmt, die Flieger aber in ihrer Schrägsicht auf ihren Zielbereich von dazwischen liegenden Wolken, Nebelschwaden, Regenschauern oder sogar Kondensstreifen anderer Flugzeuge behindert bleiben.

Amerikanisch-schweizerische Folgeerscheinungen

Der Rückgriff auf damalige Pressestimmen zur Wetterlage und zu den Sichtverhältnissen würde nun nahelegen, sich mit den schweizerischen Reaktionen, insbesondere den zu jener Zeit veröffentlichten, zum Ereignis zu befassen. Granholm selber vermerkt auf S. 141, die Reaktion in der Schweiz auf den in Basel und Zürich angerichteten Schaden sei «hardly one of loving forgiveness for American airmen» gewesen. Es habe immerhin etliche Leute gegeben, die geglaubt hätten, die Angriffe seien absichtlich (d.h. willentlich auf Schweizer Ziele) erfolgt. Granholm lässt dann eine kurze, verständnisvolle Umschreibung der Position und Situation unseres neutralen Landes folgen. Er erwähnt die Befürchtungen, die man hierzulande gegenüber dem

Dritten Reiche hegte. Das Misstrauen der Schweiz gegenüber den Nazis habe aber nicht bedeutet, dass die Amerikaner beliebt («loved») gewesen seien. Und nach dem tödlichen Angriff auf Schaffhausen von 1944 hätten die Schweizer diesen Zwischenfall lebhaft in Erinnerung behalten.

McBride geht in seiner in Anm. 4 erwähnten Darstellung der Bombardierung von Schaffhausen auf S. 97–130 stärker auf Einzelheiten der gegenseitigen amerikanischen und schweizerischen Verhaltensweisen nach dem 1. April 1944 ein, als es Granholm für den 4. März 1945 getan hat. Seine Ausführungen können für das generelle Situationsbild nach amerikanischen Übergriffen auf unser Land herangezogen werden.[12]

McBride und Granholm geben die Betretenheit der leitenden Stellen der Amerikaner wieder. Als jedoch das Londoner Hauptquartier der «American Army Air Forces» in einer Presseverlautbarung den Schaffhauser Bombenabwurf mit «extraordinary navigation difficulties and bad weather» zu erklären versuchte, wurde das Abschieben der Verantwortung auf schlechtes Wetter von gewichtigen Schweizer Zeitungen sofort als unwahr und wertlos energisch zurückgewiesen; McBride zitiert auf S. 101 den Berner «Bund» und die «Gazette de Lausanne». Auf S. 104 gibt er zudem einen Auszug aus einem dezidierten Telegramm wieder, das der US-Militärattaché, Brigadegeneral B.R. Legge, am 4. April 1944 aus Bern an das Kriegsdepartement richtete. Er meldete übereinstimmende ungünstige Kritik der Schweizer Presse an der Angabe, die Wetterbedingungen hätten den Irrtum verursacht. Es werde von Beobachtern in Schaffhausen zwar berichtet, leichte Bewölkung habe ihnen die Sicht auf die Flugzeuge teilweise getrübt. Dies könne aber nicht als Begründung für den begangenen

[12] Die unterschiedliche Wahrnehmung des Bewölkungsgrades durch die Flieger bzw. die Bevölkerung kommt im Falle Schaffhausens (1. April 1944) ebenfalls zur Sprache im Sammelwerk von Schiendorfer (siehe hier Anm. 4), so aus der Feder von Peter Vogelsanger (S. 147) und von Hutson: S. 149 («Nationalzeitung», 3. April 1944: «Sonniger, klarer Frühlingstag»; Stadtpräsident Walther Bringolf: «Leicht bewölktes Wetter»; US-Piloten: 5/10 Wolkenbedeckung, photographisch belegt), S. 155–160 (u.a. betr. verzerrte Wiedergabe der offiziellen US-Darstellung – Navigationsschwierigkeiten in schlechtem Wetter – durch Reuters «als Folge schlechter Sicht») und S. 163 ff.

Irrtum verwendet werden. Er empfahl mit Nachdruck volle Übernahme der Verantwortlichkeit ohne Ausflüchte sowie volle Entschädigung. Die amerikanische Diplomatie folgte denn auch dieser Linie.[13] Die amerikanische Luftflottenführung fasste ihrerseits Verbesserungen im Handhaben der Navigationsmethoden ins Auge. Der US-Staatssekretär für Kriegführung untersagte die Bombardierung von Zielen in Deutschland, falls sie nicht eindeutig identifiziert und innerhalb eines Abstandes von fünfzig Meilen von der Schweizer Grenze gelegen waren (McBride, S. 105–108).

Dies vermochte jedoch nicht zu verhindern, dass die Grenzverletzungen durch amerikanische Flugzeuge sich fortsetzten. Vor allem verhüteten die Vorkehren nicht, dass am 22. Februar 1945 sich eine ganze Serie amerikanischer Fliegerangriffe auf Schweizer Ziele, wiederum mit tragischen Folgen, ereignete.[14] McBride gibt eine unmittelbar folgende Weisung des Chefs des kombinierten Stabes der amerikanischen Streitkräfte, General George C. Marshall, an den alliierten Oberbefehlshaber in Europa, den US-General Dwight D. Eisenhower, wieder (S. 126), die möglichst wirksame Massnahmen gegen solche Irrflüge verlangt. Eisenhower antwortete unter Hinweis auf die praktischen Schwierigkeiten am 28. Februar 1945, er habe den mittelschweren und leichten Bombern der taktischen Luftflotte jeden Luftangriff im Umkreis von zehn Meilen von der Schweizer Grenze

---

[13] Die amerikanischen Stimmen zu den wiederholten Bombenabwürfen auf die Schweiz zeigen vielfach Bedauern, ja Bestürzung, Mitgefühl und Sympathie für die Schweiz, neben anfänglicher vereinzelter Verharmlosung der Fehler und einzelnen nachträglichen Gehässigkeiten. Vgl. Hutson a. in Anm. 4 a.O., S. 152 ff., 162 ff., 166 ff., ferner die hier in Anm. 10 erwähnten Stellen.

[14] Bombardiert wurden Stein am Rhein, Rafz, Neuhausen, Tägerwilen, Vals Platz; Bomben fielen auch im Kanton Basel-Landschaft. Im Kanton Schaffhausen wurde ein Fliegerbeobachtungsposten der Armee aus Bordwaffen beschossen und dabei ein Soldat verletzt. Mit 18 Toten und zahlreichen Verletzten, schweren Zerstörungen in Stein am Rhein und dem Auslöschen einer ganzen Familie in Rafz war dies einer der schwersten Luftzwischenfälle der Periode 1939–1945. Battel nennt a. in Anm. 4 a.O., S. 11 noch weitere getroffene Orte; vgl. Anm. 10. Wenn Hutson a. in Anm. 4 a.O., S. 163 von «mindestens zwanzig» Todesopfern schreibt, so kann man zu dieser Einschätzung gelangen, wenn man mit Schiendorfer (a. in Anm. 4 a.O., S. 117) den mit dem Bombenabwurf auf Neuhausen in Zusammenhang gebrachten Herzschlag und drei dort damals aufgetretene Verschüttungen durch Schwangere hinzu zählt.

bei Sichtanflug und fünfzig Meilen bei Instrumentenanflug verboten. Für die strategischen Luftstreitkräfte war es bei der Pflicht positiver Identifikation eines Zieles als deutsch in der erwähnten grenznahen Fünfzigmeilenzone geblieben.

In diesen Meinungsaustausch unter den höchsten amerikanischen Offizieren platzen dann peinlicherweise die beiden Bombardements vom 4. März 1945 (die McBride auf S. 127 irrtümlich auf den 5. datiert). Dies veranlasste die Amerikaner, den Befehlshaber der «U.S. Strategic Air Forces in Europe», General Carl Spaatz, in die Schweiz zu entsenden. Er wurde mit seinen Begleitern von den Vorstehern des Politischen Departements, Max Petitpierre, und des Militärdepartements, Karl Kobelt, sowie dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee, General Henri Guisan, und dem Kommandanten der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen, Oberstdivisionär Friedrich Rihner, zur Erörterung der Situation und von Abhilfen empfangen. Dies verlief laut dem sich auf Spaatz' Amtsbericht stützenden McBride (S. 127 f.) anscheinend für beide Teile befriedigend und mit einer Ausnahme in schweizerischerseits verständnisvoller Atmosphäre. Die angebliche Ausnahme soll Bundesrat Kobelt gebildet haben, dem man in der Schweiz etwas spröde Empfindlichkeit nachsagte.[15]

Ein Seitenblick: Der Eindruck auf die Schweizer Bevölkerung

Die offizielle Regelung der Folgen mag, von Einzelheiten abgesehen, geordnet verlaufen sein; darüber, was nicht mit der Verantwortung einer Amtsträgerschaft Belastete zu den unglücklichen Vorfällen

[15] Vgl. Hutson a. in Anm. 4 a. O., S. 167 ff. mit noch mehr Einzelheiten zu Spaatz' Besuch und den Grenzabstandsbefehlen der Amerikaner. Bei Hutson findet sich nichts über eine Missstimmung von Kobelt, eher das Gegenteil; vgl. S. 168 f. Interessant ist, dass die Grenzabstandsbefehle geheim gehalten wurden und die Schweiz sich – im Endergebnis erfolglos – um die Erwerbung von zehn Jagdflugzeugen des Typs North American P-51 «Mustang» bewarb (von dem erst 1948 128 Stück beschafft werden konnten; vgl. Wyler a. in Anm. 3 a. O., S. 174).

meinten, ist damit noch nichts ausgesagt. Da sich die vorliegende Darstellung primär darauf beschränkt, die Sicht amerikanischer Memoirenliteratur zusammengefasst wiederzugeben, ist sie nicht darauf angelegt, anhand einer Durchforschung der Schweizer Presse von 1945 die gesamte einheimische veröffentlichte Meinung zu analysieren.[16] Der Schreibende war nicht Zeuge des Bombenabwurfs auf Zürich, ist aber doch Zeitzeuge, der jene Jahre in lebhafter Erinnerung behalten hat; vgl. Roberto Bernhard a. in Anm. 6 a. O. Er erlaubt sich daher, zu diesem Thema kurz eine eigene, aus Wahrnehmungen während der Kriegszeit gebildete Meinung oder Hypothese beizutragen:

Erstens, die von McBride (S. 101) genannten beiden, gewichtigen Pressestimmen aus der Schweiz scheinen mir durchaus repräsentativ. Obschon in grösster Überzahl alliiertenfreundlich, war man durch die grosse Zahl der schon in früheren Jahren von den Briten offensichtlich beabsichtigten Missachtungen der schweizerischen Lufthoheit verärgert. Die britischen Luftraumverletzungen spielten sich in der Nacht ab und entzogen sich so den technischen Möglichkeiten der Schweiz, sie abzuwehren, nahezu vollständig. Dadurch ergaben sich Befürchtungen, das Deutsche Reich – oder wenigstens dessen Luftwaffe – könnte zumindest im schweizerischen Luftraum – nach dem euphemistisch formulierten Muster früherer deutscher Überfälle auf Kleinstaaten – «den Schutz der schweizerischen Neutralität übernehmen». Zweitens fühlte man sich in der Schweiz von alliierter Seite nicht ernst genommen. Immer wieder war schlechter Wille, den helvetischen Luftraum zu respektieren, mit Händen zu greifen. Und auf die sich stets wiederholenden Proteste der Eidgenossenschaft folgten zu oft Entschuldigungen, deren Begründung nicht zu überzeugen vermochte. Diese Zustände waren allerdings vorab wiederum (und wie gesagt) der grundsätzlich bei Nacht fliegenden britischen

[16] Eine breite Auffächerung schweizerischer Äusserungen zu den Bombenabwürfen auf dieses Land findet sich bei Hutson a. in Anm. 4 a. O., S. 150 f., und 166 ff. (vgl. auch Vogelsanger a. in Anm. 12 a. O.). Es ergibt sich auch hier, zwischen vereinzelten Extremen zorniger Grobheit und erklärter Sympathie, das Bild eines Reaktionsgemischs, wobei Amerikaner bei Betroffenen Zurückhaltung, Verständigkeit oder stoische Haltung feststellten.

Royal Air Force und ihrer Regierung anzulasten.[17] Die schweizerische Irritation wurde noch verstärkt, wenn die deutsche Presse hohnvoll auf dieses nutzlose, stereotype Ritual von Protesten mit nachfolgenden, bedauernden Ausflüchten hinwies. Die Glaubwürdigkeit alliierter Verlautbarungen in dieser Materie hatte gelitten. Ein gewisses Verständnis für das Risiko der Piloten, sich zu verirren, wurde überlagert durch den Unmut darüber, dass ausländische Kriegsteilnehmer die Dreistigkeit hatten, den Flugweg über unser Land ganz bewusst zu wählen, sei es zu dessen Abkürzung, sei es, weil in gewissen Fällen die Bodengestalt eine willkommene Wegweiserfunktion zu erfüllen versprach, oder sei es schliesslich, um die als wirksamer vermutete deutsche Abwehr zu umgehen. Beim letztgenannten Beweggrund regte sich freilich jeweilen wieder Mitgefühl, wenn man bei Tageslicht sichtlich angeschlagene Kampfflugzeuge beim Versuch beobachtete, so gut als möglich wieder ihre Basis oder gar bei uns einen sicheren Notlandungsplatz zu erreichen. So weit aber auch dann ohne ersichtliche Notlage nur eine Wegkürzung das Motiv zu sein schien oder gar die Fremdlinge sich den Aufforderungen der schweizerischen Jagdfliegerpatrouillen zur Landung und Internierung nicht unverzüglich fügten, pflegte die Sympathie sich rasch wieder abzukühlen.

---

[17] Einen in die Einzelheiten gehenden Überblick über die britischen Verletzungen der eidgenössischen Hoheit über den schweizerischen Luftraum und den diplomatischen Disput darum vermittelt Bachmann in seiner auf gründlichen Recherchen fundierten Lizentiatsarbeit; vgl. Anm. 1. Summarischer und auf weniger breiter Quellenkenntnis fussend ist die Darstellung von Edgar Bonjour, «Geschichte der Schweizerischen Neutralität», Band V 1939–1945 (Helbing & Lichtenhahn, Basel 1970), S. 106 ff. Die von Bonjour wiedergegebenen Reaktionen der schweizerischen Öffentlichkeit auf die britischen Überfliegungen (S. 113 f.) decken sich mit den Eindrücken, die hier wiedergegeben werden (generelle Englandfreundlichkeit, aber deutlicher Unmut über Verletzungen der schweizerischen Lufthoheit). Dass die amerikanische Bombardierung Schaffhausens in ihrer Irrtümlichkeit nicht angezweifelt worden sei, wie Bonjour schreibt (S. 131), hat sich spätestens im Rückblick als nicht allseitig zutreffend erwiesen. Vgl. die Mutmassungen im Buch von Franco Battel a. in Anm. 4 a. O., S. 6, 11 ff., 23, 42 und 47. Dabei wird auf S. 11 in Fussnote 3 McBrides Buch (siehe hier Anm. 4) erwähnt, ohne dass auf dessen die Zweifel am Ortungsirrtum ausräumenden Inhalt eingegangen wird. Dafür wird bei Battel der Verlust des die Operation leitenden Kommandanten auf dem Heimflug als Abschuss «kurz nach dem Start» missverstanden... Vgl. ferner Hutson a. in Anm. 4 a. O., S. 146, 151, 161 und 173 Anm. 95, ausserdem Schiendorfer a. in Anm. 4 a. O., S. 103.

Wesentlich ist dabei, zu wissen, dass das Ärgernis, das die Missachtung der schweizerischen Hoheitsrechte und Neutralitätsansprüche der Schweiz durch Flieger der Alliierten verursachte, den verbreiteten Wunsch, diese vermöchten die Achsenmächte zu besiegen, in keiner Weise beeinträchtigte. Daran änderten sogar die in unserem Lande verübten alliierten Waffeneinsätze nichts. Man war sich im Allgemeinen klar, dass die tödlichen Feinde der schweizerischen Daseinsform die totalitären Staaten und nicht die angelsächsischen Demokratien waren, denen man sich wesensverwandt fühlte.

Gerade dies erzeugte grosse Nachsicht für deren Kriegführung – welch letzere, wie wir sehen werden, durchaus auch kritisierbare Aspekte aufwies. Missachtungen der Schweiz und Übergriffe auf unser Land erzeugten jedoch Enttäuschungen und ein gewisses empörtes Aufsehen. Dabei ging hin und wieder einiges Verständnis für die Orientierungsprobleme der ausländischen Flieger verloren. Dies veranlasste bisweilen auffallend strenge Beurteilungen ihres Verhaltens. Bei diesen empfand man sich allerdings als voll gerechtfertigt, wo man auf alliierter Seite das bewusste Benützen taktischer Vorteile durch geplante Neutralitätsverletzungen erkannte. Bei den Amerikanern vermutete man allerdings oft geographische Unkenntnis in Verbindung mit hastiger Ausbildung im Zuge einer im Wettlauf gegen die Zeit erfolgten Aufrüstung – eine nicht ganz falsch liegende Annahme. Das Zustandsbild, das man sich von den bei Tageslicht fliegenden amerikanischen Besatzungen machte, war infolgedessen ein widersprüchliches Gemisch von an Bewunderung grenzender Sympathie, ärgerlichem Verstehen einer gewissen Unwissenheit über europäische Geographie und entrüsteter Strenge in Bezug auf das, was man für mangelhafte Instruktion und nicht hinzunehmende Führungsmängel hielt. Auch neigte man dazu, den Amerikanern eine «cowboyhafte» Unbekümmertheit zuzuschreiben (eine auch heute zu beobachtende Erscheinung). Dies war ein Eindruck, dem man zwar auch Erfrischendes abzugewinnen vermochte, wie dies eben die Faszination der Neuen Welt auf die Alte mit sich bringen kann, besonders nach einer Zeit, in der man hatte befürchten müssen, in ein gewissermassen im preussischen Stechschritt daherkommendes «Neues Europa» eingegliedert zu werden. Die Popularität, welche die nach Kriegsende in

Uniform die Schweiz bereisenden amerikanischen Armeeurlauber bei uns genossen, zeigt das deutlich. Im Zusammenhang mit aviatischen Übergriffen erregte aber diese Nonchalance dann doch wiederum Widerwillen.

Bilden diese persönlichen Erinnerungen des Schreibenden ein individuelles Stück «oral history», so sei dies nun doch ergänzt und bekräftigt durch ein einzelnes Beispiel der an dieser Stelle ebenfalls nicht systematisch aufgenommenen pressegeschichtlichen Nachforschung, wie der Bombenabwurf vom 4. März 1945 in der Bevölkerung aufgenommen wurde. Der folgende Kommentar des «Neuen Winterthurer Tagblattes» vom 5. März 1945 von «k», d.h. aus der Feder des dem Schreibenden persönlich bekannt gewesenen Lokal- und Feuilletonredaktors sowie Schriftstellers Hans Kägi, erscheint nämlich besonders aufschlussreich. Er stammt von einem Manne von untadelig freiheitlich demokratischer Gesinnung, der eine massvolle Sprache zu üben pflegte. Sein Artikel gibt meines Erachtens die Stimmung nach dem Geschehnis und dessen Beurteilung recht repräsentativ wieder. Hier sein Wortlaut:

«Der gestrige Sonntagvormittag war für unser Land wieder ein Unheilstag. Trotz den Versprechungen, unser neutrales Land und sein Hoheitsgebiet zu schonen, haben in ganz unbegreiflicher Rücksichtslosigkeit fremde Flieger aus heiterhellem Himmel Bomben auf ein Gebiet abgeworfen, bei dem es keine Milderungsgründe wegen geographischen Verirrungen mehr geben sollte, wenigstens nicht für Piloten einer Mächtegruppe, die solche Blössen einer mangelhaften Instruktion unbedingt vermeiden muss, wenn sie Anspruch auf das Vertrauen in ihre überragende Leistung der Luftkämpfer erhebt. Das was wir gestern erleben mussten, ist beschämend für eine Fliegertruppe, die Piloten und keine Luftpiraten in ihren Formationen dulden will.»

An dieser Meinungsäusserung wirkt Verschiedenes zeittypisch: Unmut über nutzlose ausländische Beschwichtigungen der Schweizer, Unglaube, dass echte meteorologische und geographische Probleme vorgelegen hätten, sowie strenger Tadel. An Letzterem ist interessant, dass er unterschwellig einen Appell an die von den Amerikanern für sich beanspruchten, exzellenten Fähigkeiten enthält. Dieser Appell

lässt durchschimmern, dass der Kritiker Kägi den USA diese Fähigkeiten im Grunde zutraut, mit andern Worten: ihnen zuruft, sie sollten ihrem anerkannten Ruf und Rang (endlich) gerecht werden. Was schon 1945 auffiel, war aber schliesslich die Wortwahl im letzten Satz: «Luftpiraten». Das war ein Ausdruck, den die deutsche Propaganda damals benutzte, um die alliierten Bomberbesatzungen nicht nur zu diskreditieren. Vielmehr sollte dies – ihnen Angst einflössend – sie als im Grunde vogelfrei erklärte Verbrecher, als «outlaws», brandmarken und so etwa bei Notlandungen der Volkswut aussetzen.

Wer Hans Kägi gekannt hat, weiss, dass ihm dergleichen völlig ferne lag. Sein Satz macht ja deutlich, dass er davon ausging, die US-Luftwaffe wolle doch eigentlich keine Freibeuter der Lüfte einsetzen, und dass er sie hier am «point d'honneur» zu fassen suchte. Dies, damit sie dem zunehmend schlechter nachvollziehbaren Herumbomben und -schiessen auf Schweizer Boden möglichst ein Ende bereite. Und endlich enthält sein Schlusssatz die nur leicht verschleierte Warnung, dass sonst auch im Schweizer Volk der von der deutschen Propaganda ausgestreute Begriff der «Luftpiraterie» Fuss fassen könnte. Das war, wenn man sich der eher gedämpften Sprache erinnert, deren man sich zu jener Zeit den Kriegsführenden gegenüber bediente – aus Vorsicht, aus Neutralitätsgründen und um dem Eingreifen der Nachzensur zu entgehen –, eine unverkennbare und ungewohnte Steigerung der Tonlage. Es war ein sicheres Indiz, dass nunmehr auch von der Sache der Alliierten eingenommene und überzeugte Repräsentanten der Schweizer Öffentlichkeit – ohne ihre proalliierte Grundüberzeugung preiszugeben – erbost wurden und ein unmissverständliches Signal, nun sei endgültig genug, am Platze fanden.[18]

---

[18] Laut Hutson (a. in Anm. 4 a.O.) haben noch andere Schweizer Zeitungen damals, wohl aus ähnlichen Überlegungen, zu scharfen Worten Zuflucht genommen: «Kriegsverbrecher» (S. 151; «National-Zeitung», 3. April 1944), «Scheinheiligkeit» (S. 167), «Luftpiraten» (S. 167; «Basler Nachrichten», anscheinend im März 1945). Im Sammelwerk von Schiendorfer (vgl. Anm. 4) zitiert der Autor Urs Conrad auf S. 99 den Stadtschreiber der betroffenen Stadt Diessenhofen, H. Waldvogel, im Frühjahr 1944 mit dem Vorwurf einer «wilden Piraterei in der Luft» sowie der Autor Karl Hirrlinger auf S. 111 den «Steiner Anzeiger» vom 23. Februar 1945 mit «eine neue aviatische Horde der Vernichtung». *Schluss der Anm. 18 siehe folgende Seite*

Gemessen am Weltgeschehen jener Tage war das, was Zürich an jenem 4. März 1945 heimgesucht hatte, obschon für die Betroffenen einschneidend, eigentlich geringfügig. Obwohl man, um Gravierendem entgegenzutreten, zu den soeben wiedergegebenen, in der zeitgenössischen Situation ungewöhnlich scharfen Worten griff, war man sich der Relativität solcher Ereignisse bewusst. Das zeigt eine der Reaktionen desselben Presseorgans nach einem vorausgegangenen Unglückstag, dem 22. Februar 1945, als eine Kette von amerikanischen Bombenabwürfen, verbunden mit Bordwaffenbeschuss, 18 Tote und zahlreiche, auch schwer Verletzte sowie Obdachlose gefordert hatte. Im «Neuen Winterthurer Tagblatt» vom 26. Februar mahnte der militärische Mitarbeiter «Diviko», nach kritischen Bemerkungen an die Adresse der Amerikaner, diese Vorfälle seien «nur kleine Spritzer der ungeheuren Brandung, die über unseren Erdteil geht». Und schon am 8. März 1945 gab in derselben Zeitung Eduard Geilinger in der wegen des sichtlich nahenden Kriegsendes wieder offener gewordenen Sprache zu verstehen, was man von dieser Brandung erwartete: nämlich, dass nach einiger Zeit, «wenn mit allen diktatorischen Systemen gründlich aufgeräumt worden ist», die Menschen, da aufeinander angewiesen, wieder lernen würden, aufeinander zuzugehen.

Die Grenzverletzungen und Bombenabwürfe alliierter Flieger erzeugten Missstimmungen und bisweilen Zorn unter Schweizern – neben dem Schmerz und der Trauer der unmittelbar Betroffenen –, doch waren in der Regel diese Beurteilungen und Empfindungen

---

Der Vorwurf geographischer Ignoranz an die Adresse der Amerikaner tauchte in der Schweizer Presse mehrfach auf; vgl. Hutson, S. 152 und S. 166f. Der Tonfall solcher Äusserungen wird aber durch die tiefe Besinnlichkeit anderer relativiert, so durch die Zusammenfassung der Rede des Zürcher Stadtpräsidenten Dr. Adolf Lüchinger bei Anlass der Trauerfeier für die Todesopfer vom 4. März 1945, gehalten in der reformierten Kirche Oberstrass (NZZ, Morgenausgabe Nr. 408 vom 8. März 1945): «Es ist ein versöhnlicher Gedanke, dass der Opfertod der fünf Einwohner vielleicht mithilft, die Menschheit in eine würdigere, hellere und freiere Zukunft zu führen. Möge unter seinem Eindruck eine lange währende Flamme der inneren Disziplin, des gesteigerten Helferwillens und der Entschlossenheit, alles für den Schutz unseres Landes zu tun, durch unser Volk gehen! Dann sind diese fünf Mitbürger nicht vergeblich gestorben.»

gewissermassen solche «ad hoc», ereignisbezogen, und damit ohne Einfluss auf die Gesamteinstellung der betreffenden Personen zur Sache der Kriegsparteien. Dies ist aus der zeitgenössischen Erlebniswelt des Schreibenden so selbstverständlich, dass es für ihn keiner über die hier wiedergegebenen Beispiele hinausgehenden Nachweise bedarf. Solche zu suchen und auszuwerten glaubt er deshalb, einer späteren Generation überlassen zu können.

Schweizer Zeitzeugenschaft – nach einem halben Jahrhundert

Herr Dr. Meinrad Suter hatte die dankbar aufgegriffene Möglichkeit, die Anhörung zweier Zeitzeuginnen (am 14. November 2006) zu vermitteln, denen ebenfalls unser Dank gebührt.

Die eine, die 1926 geborene Frau Gertrud Hochstrasser-Graf, wohnhaft in Hettlingen, war damals an der Winterthurerstrasse 162 in Zürich in einem vier Stockwerke umfassenden Mehrfamilienhaus im vierten Stock zu Hause. Sie hielt sich dort am Sonntagmorgen, 4. März 1945, im entscheidenden Augenblick im Badezimmer auf. Ihre 1930 geborene Schwester befand sich auf dem Küchenbalkon. Frau Hochstrasser hörte «ein Surren», ahnte Unheil und betrat den Korridor, um ihre Schwester hereinzurufen. Da ereignete sich auf dem Felde des Strickhofes eine Bombendetonation, und schon kam die Schwester infolge der Druckwelle «durch die Küche geflogen und wurde dort an die Wand gedrückt.» Frau Hochstrasser selber wurde im Korridor zu Boden geworfen; es entwickelte sich eine Staubwolke. Der Luftdruck zertrümmerte in diesem Gebäude an die 70 Fensterscheiben. Es entstanden auch Risse in den Mauern. Verletzt wurde in diesem Hause niemand.

Frau Hochstrasser besuchte damals eine Haushaltungsschule. Wenn sie zu Hause war, hatte sie ein Schlafzimmer in einer Mansarde. Dort hatte sie sich bis anhin nie um Fliegeralarme gekümmert. Fortan vermochte sie aber bei nächtlichem Ertönen der Sirenen nicht mehr zu schlafen «und zitterte wie Espenlaub». Interessanterweise machten

Jn der Hub Nr. 12, Assek. Nr. 1555,
(Haus Bischofberger)

Jn der Hub Nr. 14, Assek. Nr. 1369.
(Haus Pauli)

Abb. 3: Stadtpolizei Zürich: Tatbestandsaufnahmen der Gebäude- und Sachschäden, entstanden durch Bombenabwürfe im Strickhofquartier in Zürich 6 am 4. März 1945. (Staatsarchiv Zürich, N 1103.1)

ihr nach diesem Angriff bei Tageslicht am hellen Tage erfolgende Fliegerwarnungen nicht so viel aus. Nach dem Angriff war sie ihrer Mutter, die aus der Kirche heimkam, entgegengegangen. Frau Hochstrasser erinnert sich nicht mehr an das damalige Wetter, vielleicht sei es etwas bedeckt gewesen, und sicher habe es nicht geregnet. Von Äusserungen von Zeitgenossen hat sie ebenfalls keine im Gedächtnis. Frau Hochstrasser bestätigt indessen, dass die Amerikaner durch ihre Ungeschicklichkeit damals gemischte Gefühle hervorgerufen hätten, bei aller Furcht, die Deutschland einflösste. Gegenwärtig ist ihr ebenfalls noch, dass sie am 1. April 1944, als Schaffhausen Opfer eines Bombenangriffs wurde, in Zürich auf der Verkehrsinsel der Tramhaltestelle «Irchel» stand und den starken Detonationslärm vernahm.

Frau Suzette Götz-Pauli, geboren 1939, heute in Sulz-Rickenbach, lebte damals in Romanshorn, war aber häufig bei ihren Grosseltern im Hause In der Hub 14 in Zürich-Oberstrass zu Gast. Als ihre Eltern vom Bombenabwurf erfuhren, reiste die Familie und sie mit dieser sofort nach Zürich. Die Grosseltern waren zum Glück, als die Bomben fielen, im nahen Wald spazieren gegangen. Ihr Haus wurde getroffen und erlitt massiven Schaden. (NZZ, Morgenausgabe Nr. 390 vom 5. März 1945: «Die beiden Häuser In der Hub 12 und 14 stehen zwar noch; aber auch sie sind schwer mitgenommen, dass wohl an ein Instandstellen nicht mehr zu denken ist.») Die damals Sechsjährige war vom Anblick beeindruckt und ist es heute noch: Das zweistöckige Gebäude wies «ein Riesenloch» auf; der untere Stock war demoliert. Besonders lebhaft ist ihr das Bild des noch teilweise vorhanden gebliebenen Balkons vor Augen; dort lag der tote Langhaardackel der Grosseltern, der diese ganz ausserordentlicherweise nicht auf dem Spaziergang begleitet hatte.

Erinnerungen an das Gebäude Nr. 16 sind auch noch vorhanden; sie glaubt, es könnte sich um ein «Schwesternhaus» gehandelt haben. Ihres Wissens sei dort «eine Schwester durch Splitter umgekommen». (In der obgenannten NZZ-Ausgabe wird das Haus In der Hub 16 einer Familie Stünzi zugeschrieben. Anhand der amtlichen Darstellung gab es in diesem völlig zerstörten Haus vier Tote, zwei Männer und zwei verschwisterte Frauen, ferner sechs verletzte Personen, wovon eine die Schwester der beiden getöteten Frauen war.) Frau Götz

erinnert sich auch des (nach jenem Pressebericht «fast ganz vernichteten») Hauses In der Hub 12, wo «Bischofbergers davon kamen». Das grosselterliche Haus sei nachher wieder aufgebaut worden. Kommentare Erwachsener sind Frau Götz nicht mehr gegenwärtig. Dagegen hat sie deutliche Erinnerungen an das harte Schicksal der ihrem Heim in Romanshorn gegenüber liegenden Bodenseestadt Friedrichshafen, insbesondere an die Einzelheit, dass, je nach dem Wind, in Romanshorn aus der schwer getroffenen deutschen Stadt hochgewirbelte und 12 km weit über den See gewehte Zeitungsblätter aufgefunden wurden.

Frau Irene Brütsch-Nünlist, geboren 1939, am 4. März 1945 in Zürich an der Hofwiesenstrasse 242 wohnhaft, heute in Seuzach, hat verdankenswerterweise am 27. April 2007 ebenfalls ihre Eindrücke zur Verfügung gestellt. Sie weiss noch, dass der Luftdruck sie durchs Zimmer in eine Ecke geworfen hat. Am Nachmittag besichtigte sie mit ihren Eltern die Schadenszone In der Hub. Davon ist ihr nur der ungewöhnliche Umstand gegenwärtig geblieben, dass unweit des Waldrandes im Waldesinneren eine von der Detonation aus einem zertrümmerten Gebäude dorthin geschleuderte Badewanne lag.

Mag diesen spät wiedergegebenen Eindrücken wenig Sensationelles zu entnehmen sein, so legen sie doch nüchternes Zeugnis von damaligem Erleben ab. Von diesem haben sich auffallende Teile dem Gedächtnis eingeprägt, während anderes unbeachtet bleiben konnte. Solches gehört festgehalten, wegen des Faktischen wie wegen des Stimmungsbildes.

Bemerkenswert und berührend ist indessen eine möglicherweise singuläre Reaktion eines jugendlichen Bassersdorfer Ohrenzeugen. Es handelt sich um eine mit «Ein Tag» überschriebene und mit «Sonntag, den 4. März 1945» datierte, in Anbetracht der schülerhaften Handschrift unzweifelhaft zeitgenössische Bleistiftnotiz des Gymnasiasten und späteren Pfarrers Eduard Schäubli (1928–2005), welche seine Witwe Ruth Schäubli-Meyer nach seinem Hinschiede gefunden und mir (als Mitgymnasiasten und Kantonsschul-Farbenbruder des Verstorbenen) freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat. Sie selber war Augenzeugin der Bombardierung von Schaffhausen. Der Text lautet wie folgt.

«Am Morgen ging ich zur Kirche. Der Pfarrer (Hr Frey) las aus dem 1. Petrusbrief Kap. 4 Vers 1–11. In der Mitte der Predigt als er eben den Vers 7 (Das Ende aller Dinge ist genaht. So seid nun verständig und nüchtern zum Gebet.) erklärte, durchging die Kirche ein mächtiges Zittern. Der Pfarrer schaute schnell die Kanzelwand an, er glaubte wohl, dass sie nach rückwärts fallen wollte. ‚Durch Leiden ging Jesus Christus in die Herrlichkeit ein, auch diese Kriegsopfer da draussen leiden. Betet für sie.' Bei diesen Worten wies er auf das ferne Rollen und das Zittern der Kirche hin. ‚Das ist die Stimme Gottes, wie sie schon beim Turmbau zu Babel ertönte.' Gegen das Ende hin wurde das Zittern so stark, dass sogar die Glocke merklich anschlug. Unser Pfarrer schloss die Predigt, obwohl er einige Verse noch nicht erklärt hatte; das Kapitel, das zur Nächstenliebe auffordert. Mit erhobenen Händen betete er den Segen und sprach die Worte, die allen Trost und Mut spendeten: ‚Fürchtet euch nicht, denn Gott ist euer Beschützer.' Dieses mächtige Wort tönt mir in den Ohren, ich glaube, so lange ich lebe. Dieser Kirchenbesuch war für mein Leben ein neuer Abschnitt. Fort soll die Furcht und die Verzagtheit, Gott ist dein Beschützer. Dass der Mensch alles, alles von Gott nur geschenkt bekommt, das lernte ich hier einsehen.

An diesem Tage wurde in Zürich der Strickhof und einige Häuser, in Basel brach[en] Grossbrände aus, von Bomben schwer in Mitleidenschaft gezogen.»

Dieses Zeugnis ist ein Hinweis darauf, dass die Kriegszeit auch für den einen oder anderen, verschont in der Schweiz lebenden Menschen prägend werden konnte, bei jedem natürlich auf seine Weise. Wer keine solche Prägung erfahren hat, kann unter Umständen – namentlich, wenn es am Einfühlungs- und Vorstellungsvermögen gebricht – bei seinen Deutungen jener Epoche «daneben» geraten.

Gesamtzusammenhänge, aus denen der 4. März 1945 hervorging

Aus dem amerikanischen, von Granholm wiedergegebenen Gerichtsverfahren ergibt sich, dass der Bombenangriff auf Zürich einer

vermeintlich feindlichen, deutschen Stadt mit Güterbahnhof galt. Getroffen wurden das Wohnquartier einer Stadt in der Schweiz und Teile ihrer Zivilbevölkerung. «Courant normal» des Luftkriegs oder Tragödie? Tragisch war aus amerikanischer Sicht einzig, dass ein neutraler, befreundeter Staat statt des Feindes betroffen worden war. Wären die Treffer so auf deutschem Boden gelegen gewesen, so wären sie zumindest in Kauf genommen worden.

Damit in der Nachwelt verstanden wird, aus welcher Gesinnung heraus solches geschah, muss hier der Frage nach Letzterer nachgegangen werden. Nur dann kann erfasst werden, von welchen Gegebenheiten und Vorgängen der Fliegerangriff vom 4. März 1945 ein winziger, aber schmerzlicher Teil war. Bei dem hier zu gebenden, konzentrierten Überblick geht es nicht so sehr darum, das allgemein verbreitete Wissen zu wiederholen, dass der amerikanische Luftkrieg gegen das Deutsche Reich Bestandteil des Niederkämpfens einer der sogenannten Achsenmächte war, d.h. höchst aggressiver, totalitärer, nach Weltherrschaft strebender Diktaturen. Nicht ohne Bedeutung ist es dabei, dass es sich um einen Kampf gegen unmenschliche Régimes gehandelt hat, welche den Fortbestand der freiheitlich demokratischen Zivilisation in grosse Gefahr gebracht hatten.

Die unerbittlich konsequente Bombardierung insbesondere deutscher Bevölkerungszentren aus der Luft durch die Royal Air Force und die US Army Air Force hängt einerseits damit zusammen, dass die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzenden Bemühungen, die Kriegführung in stellenweise humanere Bahnen zu lenken, bis 1945 zu keinen genügend eindeutigen allgemein verbindlichen Verpflichtungen führten, die Zivilbevölkerung mit oder bei Luftangriffen möglichst zu verschonen. Obschon immer wieder Vorstösse in diese Richtung unternommen wurden, setzte sich nach dem Ersten Weltkrieg in massgebenden Köpfen eine gegenteilige Doktrin durch. Diese war aus allerdings ungenügend fundierten einzelnen Eindrücken aus den Jahren 1914–1918 abgeleitet worden.[19]

---

[19] Wollte man die Ausführungen in diesem und dem darauf folgenden Kapitel fast Satz für Satz belegen, so müsste die vorliegende Studie mit einem unverhältnismässig dimensionierten Anmerkungsapparat belastet werden.

Schluss der Anm. 19 siehe folgende Seite

Militärtheoretiker, allen voran 1921 der italienische General Giulio Douhet mit seinem Werk «Il dominio dell'aria», entwickelten die Lehre von der absoluten Überlegenheit der Bomben abwerfenden Luftflotten und ihrer kriegsentscheidenden Wirkung, insbesondere als überfallartig eingesetzte Offensivwaffe. Nach dieser Theorie hätte der offensive Einsatz vor allem schwerer Bomber auf Städte und die Zivilbevölkerung genügen sollen, um die Widerstandskraft des Gegners zu zerrütten und ihn ohne mühsame, langwierige und für die offensive Partei selber verlustreiche Operationen zu Lande in die Knie zu zwingen. Die Auffassung setzte sich durch, die sich im Schlagworte spiegelte: «Der Bomber kommt immer durch!»

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen kamen in bewaffneten Konflikten wie im deutschen Polen- und Westfeldzug von 1939 und 1940 Fliegerangriffe namentlich auf Städte vor, welche zumindest Teile wenn nicht gar die Mehrheit der Weltöffentlichkeit aufschreckten und für die zivile Bevölkerung nichts Gutes voraussehen liessen (z.B. Nanking, Guernica, Warschau, Rotterdam und die Massaker auf den von flüchtenden Zivilisten überfüllten belgischen und französischen Landstrassen).

Nach dem Zusammenbruch Frankreichs am 22. Juni 1940 setzte mit der Luftschlacht um Grossbritannien («Battle of Britain») etwa am 9. Juli 1940 der Kampf um die Luftherrschaft über dem Inselreich ein.[20] Die deutsche Luftüberlegenheit wäre die Vorbedingung einer deutschen Invasion und Besetzung desselben gewesen. Die deutsche

---

Der Verfasser begnügt sich daher, nur einzelne Argumente besonders nachzuweisen. Im Übrigen sei auf die aufschlussreichen Darstellungen der Luftkriegsentwicklung verwiesen, die nachgelesen werden können u.a. bei Bachmann, «The Swiss can't have it both ways» a. in Anm. 1 a.O. sowie bei Grayling a. in Anm. 5 a.O. insgesamt, doch insbesondere S. 129–177. Vgl. auch aus der immensen Literatur den äusserst gerafften Überblick 1915–1939 bei Patrick Bishop, «Fighter Boys. Saving Britain 1940» (Harper Collins Publishers, London 2003, ISBN 0-00-6532047), S. 38 ff., sowie die stichwortartig knappe Ergänzung von A.J.P. Taylor in seiner «Introduction» zu Deightons in Anm. 20 erwähnten Buch auf S. XI ff.

[20] Näheres zum Luftkrieg über Grossbritannien kann z.B. Len Deighton, «Fighter. The True Story of the Battle of Britain» (Triad Grafton Books, London, Glasgow, Toronto, Sydney, Auckland 1979, 6. Neudruck 1987 nach erstmaligem Erscheinen bei Jonathan Cape Ltd. 1977; ISBN 0-586-04611-9), insgesamt, vor allem aber S. 155 ff. entnommen werden.

Luftwaffe konzentrierte sich anfänglich auf militärische und kriegswirtschaftliche Ziele. Schon das zog die Zivilbevölkerung in erhebliche Mitleidenschaft. Denn diese Ziele waren den Wohngebieten oft benachbart oder eng mit ihnen verwoben. Der «Führer» des Deutschen Reiches, Adolf Hitler, hegte aber die Hoffnung, sich mit den Briten doch noch arrangieren zu können. Seine Invasionsvorbereitungen wirkten jedenfalls halbherzig. Bombenwürfe auf die City of London hatte er sogar untersagt.

Am 25. August 1940 fielen aber doch irrtümlich Bomben ins Herz der britischen Hauptstadt. Dies löste die Wende zum totalen Bombenkrieg aus der Luft aus. Das britische Kriegskabinett ordnete von der nächsten Nacht an Vergeltungsschläge aus der Luft auf die bisher gegen Luftangriffe für immun ausgegebene Reichshauptstadt Berlin an. Dies geschah in der Überzeugung, nur die Sprache der Gewalt würde vom dortigen Régime verstanden. Damit wurde das Bomber Command der RAF von seiner bisherigen, äussersten Zurückhaltung entbunden, mit der man versucht hatte, keine Angriffe auf britische Städte zu provozieren. Am 4. September 1940 erklärte Hitler öffentlich, man werde die feindlichen Städte «ausradieren». Gewaltiges Aufsehen erregte die am 14./15. November 1940 erfolgte Verwüstung der Innenstadt von Coventry. Sie liess in der damaligen deutschen Sprache das sinistre Wort vom «Coventrieren» von Städten entstehen.[21] Die deutsche Luftwaffe nahm vom 7. September 1940 an keine Rücksicht mehr und griff noch und noch englische Städte an. Dies ist – in sinnwidriger, vielleicht auch ironischer Abwandlung des deutschen Ausdrucks «Blitzkrieg» – als der bis in den Mai 1941 andauernde «Blitz» in die englische Sprache und Geschichtsschreibung eingegangen. Allein London hatte 57 aufeinanderfolgende Nächte das Bombardement auszuhalten.[22] Die Moral der schwer leidenden Bevölkerung blieb jedoch ungebrochen, ja wurde sogar gestärkt.

---

[21] Vgl. z.B. im Roman des Klettgauer Mundartschriftstellers Albert Bächtold, «Wält uhni Liecht» (Büchergilde Gutenberg, Zürich 1944), S. 202 und 269, Anm. 29.

[22] So Winston S. Churchill, «Der Zweite Weltkrieg», zweiter Band., 2. Buch (1. A., Alfred Scherz Verlag, Bern 1949), S. 34. Deighton nennt a. in Anm. 20 a.O., S. 285 sogar 76 aufeinanderfolgende Bombennächte, mit Ausnahme des 2. Novembers 1940.

Umgekehrt bewirkte der Zielwechsel der deutschen Luftwaffe von den britischen Jagdflieger-Stützpunkten und deren Rüstungszulieferern auf die englischen Städte und Produktionsstätten schlechthin eine Entlastung des Fighter Command, der Jagdluftflotte. Am 15. September 1940 begann sich denn auch abzuzeichnen, dass die Deutschen die Schlacht um die absolute Luftherrschaft über Grossbritannien verloren hatten. Daran änderte nichts, dass sie die Bombenangriffe fortsetzen konnten; sie mussten sich indessen mit einem weiterhin harten Gegner auseinandersetzen, der ihnen schwere Verluste auferlegte.

Gleichzeitig führten die Briten ihre Bomberoffensive gegen die Achsenmächte und strategische Objekte in den von diesen besetzten Gebieten fort.[23] Dabei erwies sich jedoch, dass die hiefür vor dem Kriege konzipierten Flugzeuge mehrheitlich nicht befriedigen konnten. Ebenso lag die Ausbildung, namentlich in Navigation, samt dem dafür vorerst vorhandenen Instrumentar deutlich unter dem Erforderlichen. Dies änderte sich erst, nachdem am 22. Februar 1942 das Bomber Command dem Air Marshal (Acting) Arthur Harris unterstellt und nun zunehmend mit neuen, viermotorigen schweren Langstreckenbombern ausgerüstet werden konnte. Harris erhielt mit Zustimmung der britischen Regierung vom Oberbefehlshaber der RAF, Charles Portal, den Auftrag, den Krieg aus der Luft ins Deutsche Reich hinein zu tragen und dessen Bevölkerung und Versorgungseinrichtungen in ein Trümmerfeld versinken zu lassen.

Dieser Auftrag entsprach genau seinen «douhetistischen» Auffassungen vom Luftkrieg. Er war überzeugt, damit die Kriegsdauer abkürzen zu können und den alliierten Heeren, wenn diese wieder auf dem Kontinent Fuss fassen würden, den Weg bahnen und die verlustreichen Mühsale eines langen Grabenkrieges ersparen zu können. Harris legte sich darauf fest, eine grosse Anzahl deutscher Städte von einer bestimmten Grösse an zu zerstören. Seine Idee war, die deutsche Kriegsproduktion auch dadurch zu lähmen, dass die Arbeiterschaft unbehaust wurde. Ausserdem gedachte er, durch die Vernichtung der für ein ziviles Leben in grösseren Agglomerationen

---

[23] Vgl. zum nun Folgenden namentlich Probert a. in Anm. 5 a.O., insbes. S. 127 ff.; Grayling a. in Anm. 5 a.O., S. 15 ff.

nötigen Infrastrukturen den Kampf- und Widerstandswillen der Deutschen zum Einsturz zu bringen und die Herrschaft der Nationalsozialisten zu untergraben. Als gegen Ende des Krieges sowohl die britische Regierung als auch sein Chef, Air Chief Marshal Portal, Zweifel an der Effizienz dieser Strategie bekamen und anordneten, es sei mehr Gewicht auf die Zerstörung absolut kriegswichtiger Objekte wie der Treibstoff herstellenden Werke zu legen, fügte sich Harris nur widerwillig und zurückhaltend. Er streifte dabei den Tatbestand der Befehlsverweigerung.

Das Charakteristikum seiner Strategie war die unterschieds- und rücksichtslose Bombardierung überbauter Zonen, d.h. das sogenannte Flächenbombardement. Dass dabei in grösseren Städten auch kriegswichtige Ziele getroffen wurden, war anzunehmen und erwünscht. Hauptleidtragend war aber die Bevölkerung, und hauptgeschädigt wurden deren Infrastrukturen. Die Flächenbombardements waren allerdings nicht allein die Folge der von Harris umgesetzten Doktrin. Die Bordbewaffnung seiner Langstreckenbomber war zwar keineswegs schwach. Sie genügte aber nicht, um bei Tage mit den deutschen Jagdfliegern hinlänglich fertig zu werden. Auch verfügte die RAF noch über keine Langstreckenjäger als Begleitschutz. Sie war daher auf Angriffsflüge im Schutze der Dunkelheit angewiesen, was die Präzisionsbombardierung ausgewählter Objekte beeinträchtigte oder ausschloss.

Was diese Angriffe mit bisweilen rund 1000 Flugzeugen anrichteten, war oft grauenhaft. In einzelnen Fällen gerieten dicht überbaute Städte in einen bisher noch nie gesehenen Feuersturm, in dem jedes Leben im Sauerstoffmangel erstickte und in der gewaltigen Hitze verschmorte und zerschmolz. Sowohl Premierminister Churchill wie Harris nannten «Terror» als Ziel dieser Strategie.[24] Was die deutsche

---

[24] Churchill benützte den Terminus «Terror», als er am 28. März 1945 Bedenken gegenüber der Fortsetzung der Flächenbombardierungen erhob; vgl. Probert a. in Anm. 5 a.O., S. 31, und Grayling a. in Anm. 5 a.O., S. 73. Harris meinte denselben Begriff, wenn er vom «Unterminieren der Moral» der Deutschen sprach; vgl. Probert, S. 252. In der Harris wohlgesinnten Biographie von Probert wird die Bezeichnung «terror bombing» unbefangen verwendet; vgl. S. 339, und auf S. 385 wird Harris als «a fanatical believer in terror bombing» charakterisiert.

Luftwaffe der Bevölkerung alliierter Städte zugefügt hatte, wurde hier nun mit Zins und Zinseszins, mit apokalyptischer Intensität, dem deutschen Volk vergolten. Dabei darf aber nicht ausser Acht gelassen werden, was dies für die weit über Feindesland, insbesondere nachts, daherfliegenden, in ihren Maschinen eingeschlossenen, von Nachtjägern und der deutschen Fliegerabwehrartillerie beschossenen, frierenden, durchgerüttelten Bomberbesatzungen bedeutete, die links und rechts in Flammen aufgehende Kameraden abstürzen sahen. Im Bomber Command der RAF überlebten nur 56 % des fliegenden Personals die vorgeschriebene Anzahl der Einsätze über Feindgebiet.

Die Strategie der RAF ist hier so ausführlich dargestellt worden, weil die RAF die Hauptlast des Luftkriegs gegen das Deutsche Reich trug und letzten Endes das Beispiel für diese Kriegführung setzte. Die USA wurden erst am 7. Dezember 1941 durch den japanischen Überfall aus der Luft auf Pearl Harbor in den Krieg hineingerissen. Das Deutsche Reich und Italien waren so tollkühn, am 11. Dezember ihrerseits den USA den Krieg zu erklären. Diese bauten ab 1942 in Grossbritannien die 8. US Army Air Force (USAAF) auf. Erst 1943 und vor allem von der Wende zum Jahr 1944 an begann dieselbe, über genügend Langstrecken-Begleitjagdflugzeuge zu verfügen. Diese errangen nach und nach die Luftherrschaft über Deutschland, so dass es der USAAF möglich wurde, bei Tageslicht Präzisionsbombardements auf kriegswichtige Objekte zu richten, z.B. Fabriken, Flugstützpunkte und – ein entscheidender Beitrag zum Sieg – den Treibstoffnachschub. So erreichte die USAAF erst 1944 ihre volle Stärke.[25]

Es scheint, dass sie mit geringeren Mitteln ökonomischer und wirksamer operierte als die RAF. Die US-Bomber waren schwerer bewaffnet und stärker gepanzert, trugen aber eine geringere Bombenlast als die britischen. Der amerikanische Wille, sich an die Strategie der Präzisionsangriffe zu halten, wurde indessen durch die Umstände relativiert. Grayling macht (auf S. 141) deutlich, dass das unter guten atmosphärischen Bedingungen in den USA erprobte visuelle Zielen

[25] Zum Aufbau der amerikanischen Luftmacht und deren Strategie in Europa vgl. Grayling a. in Anm. 5 a.O., v. a. S. 12, 21, 61 ff. und 74 ff.

in den europäischen Witterungsverhältnissen allzu oft ausgeschlossen war. Um nicht umsonst geflogen zu sein, wurde «blind» durch Wolkendecken auf Ziele gebombt, die mit dem H2S-Radar ermittelt worden waren. Dies habe die Amerikaner praktisch dazu geführt, jede Stadt mit mehr als 50 000 Einwohnern als Standort militärischer oder kriegsindustrieller Anlagen zu erachten. Dies habe schleichend zur Übernahme der Taktik der «Bombenteppiche» auf überbaute Flächen verleitet. Granholm berichtet (auf S. 62 ff.) unverblümt, wie als empfohlenes Ersatzziel das Städtchen Grünberg, von dem niemand wusste, ob es eine militärische Bedeutung habe, angegriffen wurde. Gesichtet wurde dort ein Güterzug mit unbekannter Ladung. Also beschloss man, das ganze Areal mit Bomben zu belegen. Zunächst wurde der grösste Teil des Städtchens pulverisiert. Dann erst wurde der Zug getroffen. Er erwies sich als Munitionstransport; ein Wagen nach dem anderen explodierte und ruinierte die Hauptsache dessen, was von Grünberg übrig geblieben war. Und jene Staffel, die am 1. April 1944 Schaffhausen im letzten Augenblick als schweizerisch erkannte, liess ihre 96 Tonnen Bomben laut McBride (S. 79) einfach über den unbedeutenden Kurort Grafenhausen im Schwarzwald fallen, mit einigen Treffern in der Ortsmitte. Von Granholm (S. 131) wissen wir, wie das Strassburger Münster wegen Schwierigkeiten mit dem Zielgerät nur mit knapper Not der Zerstörung entging; er vermutet, statt dessen seien einige freundliche Franzosen ums Leben gekommen. McBride erläutert (auf S. 20 bis 24), z. T. anhand amtlicher Berichte der USA, dass bei schlechter Sicht zum Flächenbombardement gegriffen wurde, um «the pressure of strategic bombardment on Germany's morale and economy» trotz geringerer Genauigkeit aufrechtzuerhalten. Man habe dann durch die Bodenkonfiguration doch identifizierbare Ziele auszuwählen getrachtet. Gross überbaute Flächen seien zwar auch durch Radar erkennbar gewesen. Doch grössere Industriezonen seien nur unterscheidbar gewesen, wenn sie ungewöhnlich isoliert dastanden. Mehrheitlich seien maximale Ergebnisse so nie erreichbar gewesen. Falls das «Pfadfinderflugzeug» das Ziel verfehlte, fielen sämtliche Bomben seiner Formation daneben. Die Mehrzahl der Bomberoperationen über Deutschland geriet nach offiziellen Angaben unter präzisionsbehindernde Verhältnisse; bloss etwa 20 %

der sogenannten Präzisionszielen zugedachten Bomben erreichten das in einem Radius von 1000 Fuss darum herum bezeichnete sogenannte Zielareal. Was daneben fiel, geriet natürlich längst nicht nur auf freies Feld oder in einen Wald. In der Luftkriegsführung gegen Japan vollzogen die USA einen vollständigen Wechsel zur Taktik der Flächenbombardements. Sie zerstörten gemäss Grayling (S. 77 f.) nahezu die Hälfte der überbauten Fläche von 66 japanischen Städten, mit 330 000 Toten und 460 000 Verwundeten, noch bevor die beiden Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki fielen und damit die Zahl der unmittelbar Getöteten um weitere 100 000 erhöhten.

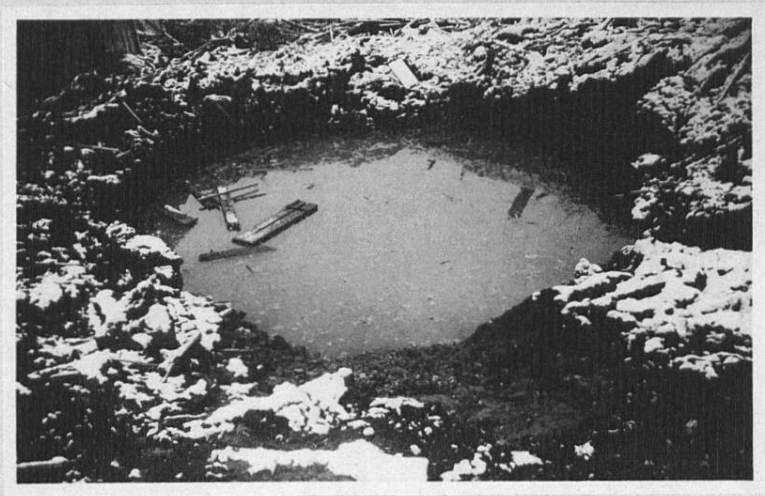
Einige weitere Zahlen mögen die Dimensionen dieses Luftkriegs veranschaulichen: Das RAF Bomber Command umfasste im zweiten Weltkrieg 125 000 Mann fliegenden Personals; 55 000 fanden damals den Tod. Das ist ein Viertel der Gefallenen der gesamten britischen Streitkräfte jenes Kriegs! 18 000 weitere Flieger des Bomber Command fielen wegen Verwundungen oder Gefangennahme aus. Die US Army Air Forces verloren im Einsatz über Europa und im Pazifik 40 000 Mann der Bomberbesatzungen. Die durch Fliegerangriffe auf Deutschland und Japan eingetretenen Menschenverluste werden auf 635 000 bis 830 000 Zivilisten geschätzt. Die im Bombenkrieg getöteten deutschen Zivilpersonen werden je nach Quelle mit 305 000 bis 500 000 angegeben, wobei der weit grösste Teil Opfer der RAF waren. Auf einen gefallenen Flieger des RAF Bomber Command entfielen etwas über fünf, möglicherweise sogar neun umgekommene deutsche Zivilisten. Im Vergleich dazu kostete der «Blitz» vom 7. September 1940 bis in den Mai 1941 30 000 Bewohnern Grossbritanniens das Leben; 50 000 wurden verletzt.[26]

---

[26] Diese Zahlen finden sich bei Probert a. in Anm. 5 a. O., S. 108 ff., 329, 378 und 417, sowie bei Grayling a. in Anm. 5 a. O., S. 5 f., 43, 92, 103 f. und 247. Obschon nicht alle diese Zahlen mit einander kompatibel sind, werden sie hier im Hinblick auf ihre Grössenordnungen wiedergegeben.

Der Beitrag der Flächenbombardierungen Deutschlands zum alliierten Sieg ist bis heute auch unter Autoren der alliierten Seite umstritten.[27] Sie haben den deutschen Kampfwillen bis in den Beginn des Jahres 1945 nicht beseitigt, sondern bis dahin lediglich ein schliesslich apathisches Weitermachen bewirkt. Als totalitäre Herrschaft war jene der Nationalsozialisten, die ihr Volk in festem Terrorgriff hielten, so weit es sich nicht ohnehin an die indoktrinierte Disziplin hielt, vor dem Eintritt des totalen Chaos im Frühjahr 1945 nicht auszuräumen. Zudem: Eine um Dach, Bett, Hab und Gut gebrachte, zwischen Trümmern vegetierende Bevölkerung stürzt nicht ohne weiteres ihre Regierung. Der Staat wird vielmehr zu ihrer letzten Zuflucht! Zwar hat der Luftkrieg Kriegswirtschaft und Gefüge des Deutschen Reichs sicher geschwächt. Die Fabrikation war allerdings auffallend geschickt im Ausweichen. Auf die Frage, ob objektbezogenere Angriffe den Zusammenbruch des Reichs nicht wesentlich beschleunigt hätten, wird hier nicht eingetreten. Fest steht, dass der rasche Sieg über das Reich (im Sinne Douhets) mit der eingeschlagenen Strategie nicht zu erreichen war. Ebenso zeigte sich, dass die vom Douhetismus erhoffte schnelle Brechung der Moral des Feindes nicht ohne weiteres erreichbar war: Art und Ausmass der Angriffe, das für ihn auf dem Spiele Stehende, sein Régime und nicht zuletzt der Volkscharakter konnten auffallend unterschiedliche Resultate zeitigen. Der Umstand, dass Staatsmännern des Vereinigten Königreiches und der USA im Übergang von 1944 zu 1945 der Gedanke an ein in Trümmern liegendes, wirtschaftlich darnieder liegendes Nachkriegsdeutschland – auch im Hinblick auf die wachsenden Differenzen zum sowjetrussischen Alliierten – unheimlich zu werden begann, schlug sich erst am 28. März 1945 in einem Memorandum Churchills nieder, in dem er eine Konzentration auf militärische Ziele statt «mere acts of terror

[27] Manches für sich hat jedoch die von Andrew Roberts in «Hitler und Churchill. Secrets of Leadership» (Weidenfels & Nicolson 2033, hier benützt: 3. Edition von Phoenix, London 2004, ISBN 0-75381-778-0), S. 168 ff., insbes. S. 175, aufgestellte These, wonach nur die absolute Niederwerfung des deutschen Volkes dieses zu friedlichen Demokraten werden lassen konnte.



Bombentrichter beim Hause „Jn der Hub" Nr. 14.

Jn der Hub Nr. 16, Assek. Nr. 1358,
(Haus Stünzi-Maag)

Abb. 4: Stadtpolizei Zürich: Tatbestandsaufnahmen der Gebäude- und Sachschäden, entstanden durch Bombenabwürfe im Strickhofquartier in Zürich 6 am 4. März 1945. (Staatsarchiv Zürich, N 1103.1)

and wanton destruction», statt blosse Akte des Terrors und mutwilliger Zerstörung, befürwortete. Das aber war zu spät und wurde sogar auf Protest von RAF-Chef Portal und des Luftfahrtministeriums zurückgezogen.

Das ist der Kontext strategischer Überlegungen, in den das Zürcher Ereignis vom 4. März 1945 einzuordnen ist. Dieser unglückliche Vorfall ist gewissermassen als Splitterwirkung einer langen militärtheoretischen und militärpolitischen Entwicklungslinie zu verstehen, die im Zweiten Weltkrieg mit äusserst schwerwiegenden Folgen in die Tat umgesetzt wurde.

Das «moral bombing»: Ein moralisches Problem

Mit der Wiedergabe der mehr oder weniger rationalen Überlegungen, welche zur alliierten Strategie der Flächenbombardierungen von Wohnstätten, der Strategie des so zwielichtig auch «moral bombing» genannten Bombenteppich-Legens zum Zwecke des Brechens der feindlichen Moral führten, ist jedoch eines nicht vollständig erklärt: Wieso jene Mächte, die gegen inhuman brutale Aggressoren angetreten waren, sich auf einen mörderischen Vernichtungsfeldzug einliessen, der vorsätzlich gegen die Zivilbevölkerung des Feindeslandes gerichtet wurde. Oder wo nicht einfacher Vorsatz vorherrschte, wurden doch furchtbare Leiden von Frauen, Kindern, Greisen, Kranken und Nichtkombattanten in einem Ausmasse hingenommen, das die unvermeidlichen (heute zynisch so genannten) «Kollateralschäden» militärischer Aktionen bei weitem überstieg und zumindest als eventualvorsätzlich verursacht erscheint. Kurz gefasst: Warum bedienten sich jene, die aus der Sicht freiheitlicher Demokratie oder eines christlichen Abendlandes für das Gute eintraten, fürchterlicher Mittel, die – wenn von anderen angewandt – durchaus der Frage riefen, ob es sich um Kriegsverbrechen handelte? Nur auf dem Hintergrund einer Deutung, wie es so weit kam, lässt sich das Zürcher Geschehen vom 4. März 1945 vollständig in seinen Gesamtrahmen einordnen.

Schon vor dem Zweiten Weltkrieg war die Zahl der europäischen Staaten, die einem autoritären Régime unterstanden, nicht gering.[28] Nachdem im Sommer 1940 sich das Deutsche Reich zum Hegemon des europäischen Kontinentes aufgeschwungen hatte, verblieb in Europa ausser Schweden, der Schweiz und der Irischen Republik, ferner auf seine Weise Finnland, nur noch das Vereinigte Königreich als freiheitliche Demokratie. Es war die einzige verbleibende europäische Grossmacht dieses politischen Systems und als solche allein im Krieg gegen den anbrandenden Totalitarismus geblieben.[29] In seiner Regierung hatte es noch vor kurzem die eine oder andere gewichtige Stimme gegeben, die erwogen hatte, wie mit dem Deutschen Reich ein «friedlicher» Modus vivendi zu finden wäre.[30] Ob die für die Bewahrung der britischen Unabhängigkeit unerlässliche eigene Luftherrschaft über den Inseln aufrechterhalten werden könne, war noch völlig ungewiss. Doch entschloss sich Grossbritanien unter der Führung Churchills, den Gefahren hartnäckig zu trotzen, bis sich die fast utopisch anmutende Hoffnung auf eine Schicksalswende einstellen und die Macht der Aggressoren brechen und beseitigen lassen würde.[31]

---

[28] In der Zwischenkriegszeit gingen in Europa zu autoritären Regierungssystemen über: Italien, Türkei, Portugal, Spanien, Bulgarien, Griechenland, Rumänien, Jugoslawien, Ungarn, Albanien, Polen, Estland, Lettland, Litauen, Österreich und das Deutsche Reich. Die totalitäre Sowjetunion war schon vorher entstanden. Vgl. John Lukacs, «The Duel Hitler vs. Churchill: 10 May–31 July 1940» (The Bodley Head Ltd 1990, hier zitiert nach der broschierten Ausgabe bei Phoenix Press, London 2000, ISBN 1-84212-161-8), S. 12.

[29] Die italienische Kriegseröffnung gegen Griechenland am 28. Oktober 1940 brachte dieses freilich als neues zweites alliiertes Land in Europa auf den Plan. Die tapferen Griechen hielten sich zwar während eines halben Jahres mit Erfolg. Doch als das Deutsche Reich zwischen dem 6. und 17. April 1941 das nicht botmässige Jugoslawien überrannt hatte und in Griechenland einfiel, wurde auch dieses für die aus dem Nahen Osten herbeigeeilten australischen und neuseeländischen Truppen unhaltbar. Damit stand das Britische Empire nicht nur aufs Neue allein, sondern hatte erneut eine Niederlage zu verkraften. Vgl. Anm. 31!

[30] Vgl. John Lukacs, «Fünf Tage in London. England und Deutschland im Mai 1940» (Siedler Verlag, Berlin 2000, ISBN 3-88680-707-X) insgesamt.

[31] Der Alleingang Grossbritanniens in der Hoffnung, dereinst auf erlösende Unterstützung der USA zählen zu können – siehe Churchill, «Der Zweite Weltkrieg», zweiter Band, 1. Buch (Alfred Scherz Verlag, Bern 1949), *Schluss der Anm. 31 siehe folgende Seite*

Dies brauchte so etwas wie den Mut der Verzweiflung. Churchill erkannte, dass vom britischen Widerstand das Schicksal der Zivilisation, der sein Land und Volk angehörte, zumindest in Europa abhängen könnte. In den noch neutralen USA gab es nämlich eine nicht zu unterschätzende isolationistische Strömung, die wünschte, Amerika möge sich aus den Querelen der Europäer heraushalten. Churchill begriff aber auch, dass es seinem Volk in dieser Situation nicht mehr so sehr um die hohen Werte seiner Lebensform ging, sondern schlicht um Sein oder Nichtsein. Es erwartete, dass dem Feind nun mit aller Macht entgegengetreten werde.[32] Der Nationalsozialismus, der die friedenswilligen Briten lang genug mit Vertrags- und Wortbrüchen genarrt und seine eigene, unmenschliche Fratze nun enthüllt hatte, hatte britischerseits keine Rücksicht mehr zu gewärtigen. Eine Unterscheidung zwischen Regime und Volk wurde den Deutschen nicht mehr zugestanden. Zu sehr schienen sie wie ein Mann begeisterungstrunken und diszipliniert hinter ihrem «Führer» zu stehen. Zu sehr hatten sie den Eindruck geweckt, wie ein Lemmingszug diesem blind zu folgen. An den Rand des Überlebens gedrängt, erhob sich die britische Nation in wild entschlossenem, erbittertem Ingrimm. «Es war eine weisse Glut, die übermächtig, erhaben von einem Ende zum anderen über unsere Insel lief», schrieb Churchill.[33]

S. 147, ferner ders. a. in Anm. 22 a.O., S. 113 in Reden vor dem Unterhaus am 4. Juni und am 20. August 1940 –, wurde ohne das Vorwissen riskiert, dass am 22. Juni 1941 die Sowjetunion vom Deutschen Reich und am 7. Dezember desselben Jahres die USA von Japan in den Krieg hineingerissen würden, was die Chance eines Sieges dieser beiden Grossmächte und des Vereinigten Königreiches über das Deutsche Reich, Italien und Japan auf längere Sicht weitgehend sicherstellen sollte.

[32] Wie oft, wenn es letzten Endes ums nackte Überleben geht, traten aber die vitalsten Bedürfnisse in den Vordergrund und nicht die zivilisatorischen Werte. Deren Anrufung droht in solchen Situationen sogar zeitweilig zur hehren Staffage oder Kulisse zu verkommen. Der Historiker Andrew Roberts vermerkt vom instinktsicheren britischen Premier: «(...) Churchill realised that the British nation was primarily fighting for its very identity and continued existence, before any utopian ideas about decency and democracy, let alone equality and fraternity.» So Roberts a. in Anm. 27 a.O., S. 42.

[33] So a. in Anm. 31 a.O., zweiter Band, 1. Buch, S. 127; vgl. auch Lukacs a. in Anm. 30 a.O. S. 17.

Vom Kontinent vertrieben, wollten die Briten mit ihrer Royal Air Force einstweilen den Krieg durch die Luft nach Deutschland hinein tragen.[34] Nachdem die Deutschen auch noch die Sowjetunion überfallen hatten, diente dies auch dazu, die Ungeduld ihres Oberhaupts, Josef Stalin, zu beschwichtigen, die immer vernehmlicher nach der Eröffnung einer «zweiten Front» in Westeuropa durch die Angelsachsen rief.[35] «Bomber-Harris'» Abneigung gegen die Idee, die Treibstoffversorgung der deutschen Wehrmacht gezielt zu zerstören, drückte sich in einer Notiz zuhanden des britischen Luftfahrtministers Archibald Sinclair in folgenden, bezeichnenden Worten aus: «Bombing oil plants does not kill Boche...»;[36] «what we want to do in addition to the horrors of fire is to bring the masonry crashing down on top of the Boche, to kill Boche, and to terrify Boche; ...»[37]

Selbst mit gewonnener Luftschlacht um Grossbritannien war dieses nicht autarke Inselreich noch nicht übers Gröbste hinweg. Von deutschen Unterseebooten gejagt, hatte es noch lange um seine Landesversorgung aus Übersee zu bangen und zu kämpfen: die Atlantikschlacht. Die epische Rettung des britischen Expeditionsheeres aus dem Brückenkopf von Dünkirchen zwischen dem 26. Mai und dem 4. Juni 1940 («Operation Dynamo») hatte, zusammen mit anderen Ereignissen, den für die Sicherung der Geleitzüge erforderlichen Bestand an britischen Zerstörern seit dem 10. Mai 1940 von 94 auf 43 diensttaugliche Einheiten verringert. Eine Lücke von entscheidenden Monaten tat sich auf. Churchill hatte den amerikanischen Präsidenten Franklin Delano Roosevelt schon am 15. Mai 1940 dringend um die Überlassung von bis zu 50 überzähligen alten Zerstörern der US-Navy gebeten, um dies überbrücken zu können, und hatte

---

[34] Vgl. Probert a. in Anm. 5 a. O., S. 122 und 132 f.; Grayling a. in Anm. 5 a. O., S. 46 f. Deighton stellt a. in Anm. 20 a. O., S. 309 unverblümt fest: «In the autumn of 1940, according to the official history, Bomber Command decided that hitting German civilians, hospitals, churches, and cultural monuments, hitherto a by-product of the intention to hit military targets, ‚should become an end-product ... the time had come to launch a direct attack upon the German people themselves.'»

[35] Vgl. Probert a. in Anm. 5 a. O., S. 147, Grayling a. in Anm. 5 a. O., S. 173 ff.

[36] Vgl. Probert a. in Anm. 5 a. O., S. 111 und 112 f.

[37] Vgl. Grayling a. in Anm. 5 a. O., S. 119.

damit Ende August 1940 schliesslich Erfolg. Er hatte allerdings u.a. am 15. Juni 1940 nochmals in einem beschwörenden Telegramm an den durch die damalige Neutralität der USA behinderten Präsidenten die Dringlichkeit auch für die amerikanische Sicherheit hervorzuheben. Er tat dies mit einer ebenso düsteren wie realistischen Prognose dessen, was die westliche Hemisphäre befallen könnte, wenn Grossbritannien von der deutschen Luftwaffe verwüstet und von der deutschen U-Boot-Flotte ausgehungert würde.[38] Er machte aber greifbar, worum es ging. (In jenem Zeitpunkt war die Zahl der den Briten verfügbaren Zerstörer zwar wieder auf 68 gestiegen. Davon konnten aber zu viele nicht für die Atlantikschlacht eingesetzt werden, sondern hatten zur Abwehr deutscher Invasionsversuche vorbehalten zu bleiben. Zum Vergleich: 1918 hatte die Royal Navy 433, im September 1939 153 Zerstörer im Dienst).[39] Der britische Premier skizzierte in seiner Botschaft vom 15. Juni 1940, wie in einer Notlage der geschilderten Art seine Regierung gestürzt und durch Leute ersetzt werden könnte, die um den Preis der Auslieferung der britischen Flotte an Hitler mit diesem einen Vasallenfrieden schliessen würden. Das Deutsche Reich könnte dann leicht auch auf die japanische, die französische und die italienische Flotte zählen und damit die Meere beherrschen, ehe die USA sich dessen erwehren könnten. Schon am 5. Juni 1940 hatte Churchill den kanadischen Premier Mackenzie King vor einer solchen Entwicklung gewarnt und beigefügt, dass eine solche in den USA einer deutschfreundlichen Administration in den Sattel verhelfen könnte.

---

[38] Vgl. Churchill a. in Anm. 31 a.O., S. 228f.; Philip Goodhart, «Cinquante bateaux pour sauver le monde» (französische Übersetzung von «Fifty Ships that Saved the World», Doubleday & Co., New York 1965, erschienen bei Editions France-Empire, Paris 1978), S. 129ff.; Lukacs a. in Anm. 28 a.O., S. 136f. Churchill äusserte in jenen Tagen, bei aller Entschlossenheit zu äusserstem Widerstand, mehrfach düsterste Zukunftsaussichten für Europa, ja für die westliche Welt, falls Grossbritannien fallen sollte; auch der amerikanische Präsident Roosevelt beurteilte die Lage zunehmend so, vgl. Lukacs a. a.O., S. 122–129, 139–141 und 153–155.

[39] Die Zahl der jeweils verfügbaren Zerstörer ist dem Werk von Goodhart a. in Anm. 38 a.O., S. 74 und 131–133, entnommen.

Am 18. Juni 1940 fasste Churchill vor dem Unterhaus die Lage in Erwartung des britischen Alleingangs gegen die Achsenmächte zusammen: «Ich erwarte, dass jetzt die Schlacht um England beginnen wird. Von ihrem Ausgang hängt der Fortbestand der christlichen Kultur ab. (...) Hitler weiss sehr wohl, dass er entweder uns auf unserer Insel zerschmettern oder den Krieg verlieren muss. Vermögen wir ihm standzuhalten, so kann Europa befreit werden, und die Menschheit kann zu weiten, sonnenhellen Höhen aufwärtsschreiten. Versagen wir aber, dann wird die ganze Welt, samt den Vereinigten Staaten und samt all dem, was wir gekannt und geliebt haben, in den Abgrund eines neuen dunklen Zeitalters versinken, dem die Lichter einer missbrauchten Wissenschaft noch tiefere Finsternis und vielleicht auch längere Dauer verleihen. Rüsten wir uns daher zur Erfüllung unserer Pflicht; (...)». Wahrlich hochgemute Worte in einer fürchterlichen Zeit, die Churchill in seinen Memoiren mit «In höchster Not» überschrieben, von der er aber auch in derselben Unterhausrede mit Bezug auf die Briten vorausgesagt hat, die Menschen würden über diese Augenblicke stets sagen: «Das war ihre grösste Stunde.»[40]

Es brauchte in der Tat hohen Mut, um am Abgrund, der sich vor Grossbritannien aufgetan hatte, noch lange auszuharren und Rückschlag um Rückschlag hinzunehmen, bis das Blatt sich in der zweiten Hälfte von 1942 wendete.[41] Als Schweizer muss man sich bei der Beurteilung damaligen Geschehens stets bewusst sein, dass ohne diesen britischen Mut unser Land und Volk den Krieg niemals im Wesentlichen intakt überstanden hätte. Aber diese Härte der Briten, dieser Wille, das 1914 wie 1939 einen Weltenbrand vom Zaune reissende Reich samt seinem militarisierten Volk ein für allemal niederzuringen, warf eben auch den langen, dunklen Schatten einer systematischen Kriegführung gegen die zivile Bevölkerung, ihre Einrichtungen und die wertvollen Stätten ihres guten kulturellen Erbes. Die Not und Erbitterung, welche die Briten befallen hatte, ist

---

[40] Vgl. a. in Anm. 31 a. O., zweiter Band, 1. Buch, S. 272 und 307.

[41] Auch Lukacs sieht Grossbritannien 1940 a. in Anm. 30 a. O., S. 119 «am Rand des Abgrunds». Vgl. ferner a. a. O., S. 15 seine eindrücklichen Worte zur «Schicksalswende»!

Abb. 5: Absturz eines amerikanischen Bombers am 24. April 1944 bei Baltenswil, Gemeinde Bassersdorf, beim Notlandeanflug auf Dübendorf. Die Besatzung starb in den Trümmern ihres Flugzeuges. (Staatsarchiv Zürich, N 1102.3)

der Schlüssel zum Verstehen dieses Aufgebots eines radikalen Kriegführungsinstrumentars.

Bei den Nordamerikanern herrschte in der Luftkriegsführung in Europa eine rationalere, pragmatisch objektbezogenere Einstellung vor. Wie diese umständebedingt dann doch im Sumpf der Flächenbombardierungen zu verschwimmen begann, ist hier von der Aussensicht her dargelegt worden. Zuinnerst ist dieser Prozess aber wohl auch dem zuzuschreiben, was die Angelsachsen «the fog of war» nennen, den im Eifer des Kampfes, in Getümmel und Pulverdampf eintretenden Verlust der kühlen Übersicht. Gegenüber Japan, das mit seinem Überfall auf Pearl Harbor die USA erstmals auf eigenem Territorium, also in ihrer Integrität getroffen und deren Selbstgefühl damit aufs Tiefste verletzt hatte, galt zudem nicht die in Europa verkündete Doktrin, nur Kriegswichtiges sei anzugreifen. Der Krieg gegen Japan richtete sich ganz offiziell auch gegen dessen Volk. Mag sein, dass die bekannt gewordenen Greueltaten der kaiserlichen Armee dazu beitrugen. Für US-General Curtis E. LeMay, verantwortlich für den Bombenkrieg gegen Japan, gab es keine unschuldigen Zivilisten in Japan, auch nicht Frauen und Kinder, und er machte sich ausdrücklich nicht viel daraus, sie in Flammenhöllen sterben zu lassen.[42] Dabei blieb allzu unbemerkt, dass man sich so auf alliierter Seite Massstäben näherte, welche bisher die Gegenseite angetrieben hatten und die zu

---

[42] Vgl. Grayling a. in Anm. 5 a. O., S. 142 und 171. Auch Hutson bestätigt a. in Anm. 4 a. O., S. 152 f., die ursprüngliche Absicht der US-Luftwaffe, ihre Bombardements auf militärische Ziele, unter absoluter Minimierung der zivilen Opfer, zu beschränken. Doch drohte das öfter schlechte Wetter über Europa Unterbrechungen der Luftkriegsführung zu erzwingen und dem Feind damit Angriffspausen mit Wiederherstellungschancen bei den getroffenen Objekten zu gewähren. Deshalb musste nach Hutson, S. 156, die US-Bomberflotte zu Bombardierungen ohne direkte Sicht übergehen, mit Hilfe des Radars, das er als damals noch «experimentelle Technologie» bezeichnete, als «Interimsausrüstung» (so General Spaatz), was bisweilen nicht ohne Funktionsstörungen und militärisch «bescheidene Resultate» abging (S. 154–158). Die Schweiz wurde am 22. Februar 1945 von der «Operation Clarion» betroffen, einer «Offensive gegen bis anhin vernachlässigte Ziele in kleineren deutschen Städten», «‚relativ jungfräuliche Gebiete' in den Worten eines amerikanischen Planers» (S. 163) – kaum mehr militärische Objekte, «mit hässlichen Resultaten» in unserem Land.

den Gründen zählten, weshalb die Achsenmächte mühsam niederzuringen waren.

Es ist ein schmerzliches, aber auch heilsames Stück Geschichtsschreibung, dem Verfallen der Alliierten in Verhaltensweisen, die sich jenen ihrer Feinde anzugleichen begannen, nachzuspüren. Schon im Krieg hatten sich in Grossbritannien allerdings achtbare Stimmen, auch selbst vom Luftkrieg Betroffener, erhoben, um ein deutliches «So nicht!» anzumelden. Durchzusetzen vermochten sie sich freilich nicht. In den USA kam dergleichen sogar recht schlecht an; im Zusammenhang mit der Atombombe regten sich gleichwohl Gedanken an eine möglichste Beschränkung auf militärische Ziele.[43] Bis heute ist auf alliierter Seite der Makel dieser Kriegführung Gegenstand von Meinungsverschiedenheiten. Man kommt indessen nicht darum herum, Gewissensregungen darin zu sehen, dass bei den britischen Ehrungen der Kämpfer des Zweiten Weltkriegs das Bomber Command trotz seiner furchtbaren eigenen Opfer auffallend und für dessen Angehörige verletzend wenig Beachtung fand.[44] Der Mohr hatte seine Pflicht getan; nun konnte er gehen. Es gibt bedeutende Stimmen, welche die Erfüllung der britischen Pflicht, von der Churchill am 18. Juni 1940 vor dem Unterhaus gesprochen hatte (siehe oben!), darin sehen, dass die Alliierten diesen Krieg auf keinen Fall verlieren durften. Alles andere war danach mehr oder minder der Erfüllung dieses unabdingbaren Auftrags unterzuordnen – unter der Voraussetzung, dass neben der dafür nötigen Härte die Fähigkeit zu humanen Qualitäten erhalten und in Evidenz bleibe.[45]

---

[43] Vgl. Grayling a. in Anm. 5 a.O., insbes. S. 179–208 sowie 152–154; Probert a. in Anm. 5 a.O., S. 193 f., 197 Note 14, 328–341. Schon im Planungsstadium des Legens der «Bombenteppiche» sollen die als Experten beigezogenen Professoren S. Zuckerman und P.M.S. Blackett samt anderen, darunter Prof. Sir Henry Tizard, zu negativen Empfehlungen gelangt sein; so jedenfalls der allerdings zunehmend unzuverlässig gewordene Historiker David Irving in «La destruction de Dresde (13 février 1945)» (Editions J'ai Lu, Robert Laffont, Paris 1964), S. 44–47.

[44] Vgl. Probert a. in Anm. 5 a.O., S. 342–363 und 416–418, ferner Grayling a. in Anm. 5 a.O., S. 176.

[45] Vgl. den ähnlichen Gedanken der jüdischen Philosophin Simone Weil (1909–1943), zitiert von Lukacs a. in Anm. 28 a.O., S. 16. Vgl. ähnliche Zitate bei Probert a. in Anm. 5 a.O., S. 340.

Der britische Philosophieprofessor A.C. Grayling ist nicht dieser Auffassung. Er findet es an der Zeit, die Hypothek dieses Ausschlagens der alliierten Kriegführung in die gewollte oder akzeptierte Grausamkeit umfassend zu überdenken. Er hat dies in beeindruckender Weise in seinem Buch «Among the Dead Cities» getan.[46] Dieses stellt die Gesichtspunkte der Beteiligten und Betroffenen, das Pro und das Contra der Flächenbombardierungen zu Terrorisierungs- und Demoralisierungszwecken, einander gegenüber. Er kommt zum Schluss, diese Strategie habe keiner Notwendigkeit entsprochen, sei unverhältnismässig gewesen und habe den sittlichen Grundlagen der westlichen Zivilisation krass widersprochen. Die alliierte Führung habe sich bewusst einer Art geistiger Verwirrung in diesem Punkt überlassen. Das sei allerdings erklärlich, obgleich nicht entschuldbar. Dass die Alliierten sich erlaubten, ihre Hände derart zu beschmutzen, hänge indessen mit dem «Augiasstall» zusammen, den zu säubern ihnen wegen der weit verurteilungswürdigeren Greuel und Aggressionen der Achsenmächte nun einmal zugefallen sei.[47] Die Erkenntnis der eigenen Fehler werde den damaligen Alliierten und ihren Nachkommen jedoch erlauben, auf besser gesicherter Grundlage das Ungeheuerliche des Nationalsozialismus und der Achse gerecht zu verurteilen.

Dem Befund kann man sich anschliessen. Steht man selber unter dem Eindruck, das eigene Überleben des Krieges und das Dasein des eigenen Landes mit höchster Wahrscheinlichkeit den Alliierten zu verdanken, so mag man freilich nicht zur Verurteilung der alliierten Akteure schreiten.

Ich ziehe einen anderen Ansatz vor: Was sich die Achsenmächte an Unmenschlichem, an Ungeheuerlichem leisteten, lag in ihrer Absicht und gehörte zu ihren grundlegenden, primären Zielen. Diese waren klar geplante Verbrechen verkommener Unmenschen, eines wesensgemäss menschenverachtenden, brutalen Systems. Die Entgleisungen

---

[46] Vgl. Anm. 5.

[47] In diesem Sinne Grayling a. in Anm. 5 a.O., S. 279f.

der alliierten Kriegführung waren dagegen reaktiv.[48] Es waren Überreaktionen Aufgestörter, anfänglich in die Ecke Getriebener. Es waren Notwehrüberschreitungen, die tragischerweise eigendynamisch fortgesetzt wurden, als die eigentliche Notwehrsituation durch wachsende alliierte Oberhand bereits überwunden war. Insofern ein Beispiel der vorübergehend charakterverderbenden Folgen der Überforderung durch einen Überlebenskampf. Was keinesfalls vorlag, war jene immanente Bosheit, die den Führern und Ideologen der Achsenmnächte eignete. Der grimmige, unbeugsame Kämpfer, impulsive Feuerkopf und Haudegen Churchill war und blieb zugleich ein oft zu Tränen gerührter, sensibler Humanist, Romantiker, Künstler, aber auch Visionär und Träger von überwältigendem Grossmut.[49] Von anderen alliierten Anführern lässt sich entsprechend Ähnliches sagen, z.B. vom Chef des kombinierten amerikanischen Generalstabes und späteren Staatssekretär des Äussern, George Catlett Marshall. Den Alliierten waren jene massiven Fehler unterlaufen, die aufgestörte Friedfertige begehen, wenn sie zum Äussersten gereizt werden.[50] Das sollten sich die moralisierenden Neubewerter der jüngsten Schweizer Geschichte auch einmal überlegen.

---

[48] Die Alliierten gelangten nur als Folge unerhörter Herausforderungen dazu, überhaupt Krieg zu führen. Vgl. die eindrückliche Umschreibung und Personifizierung der damaligen Herausforderung und Reaktion bei Lukacs a. in Anm. 28 a.O., S. 10ff., insbes. S. 15f. Ob die deutsche Beschiessung Englands mit unbemannten, Sprengstoff enthaltenden Flugkörpern (V1, V2) in der Spätphase des Krieges zur Fortsetzung der Flächenbombardierungen in Deutschland anregte, ergibt sich aus der konsultierten Literatur nicht. Diese erweckt eher den Eindruck, diese Strategie wäre auch ohnedies durchgehalten worden. Die V1-V2-Offensive provozierte jedoch Präzisionsangriffe auf deutsche Abschussrampen und auf die Entwicklungsstätte Peenemünde; vgl. Probert a. in Anm. 5 a.O., S. 432, Index unter V1 und V2.

[49] Diese Charakterisierung stützt sich nicht zuletzt auf jene, die sich ergibt aus der Lektüre von Lukacs, «The Duel» (siehe Anm. 28) sowie «Fünf Tage in London» (siehe Anm. 30), ferner von Roberts a. in Anm. 27 a.O. insgesamt.

[50] Roberts erwähnt a. in Anm. 27 a.O., S. 184ff. psychologische Experimente, die nachgewiesen haben, wie biedere Bürger sich (wie in Deutschland damals geschehen) in einem entsprechenden Kollektiv zu Folter- und Henkersknechten wandeln können. Möglicherweise fänden sich auf solcher Grundlage zusätzliche Erklärungen für Verhaltensmuster auf Seiten der Alliierten, die nicht mit ideellen Kriegszielen ihrer Seite übereinstimmten.

Die beste und fairste Deutung dessen, was in solcher Beziehung der Krieg bewirkte, hat meines Erachtens der feinsinnige Zürcher Schriftsteller Kurt Guggenheim geliefert. Er schrieb, die eigenen, erschütternd konsternierten Gedanken seiner Romanfigur des sensiblen Biologen, Philosophen und Schweizer Füsiliers Michael Glanzmann in den Mund legend, dies: «Die Eiszeit menschlicher Empfindung ist angebrochen (...). Sie [die Nazis] haben gesiegt, nach ihrer Art. Es ist ihnen gelungen, die Dämme niederzureissen, die die Menschen mühsam errichtet haben. Unaufhaltsam strömt die Vereisung über uns hinweg. Ich spüre es an mir, Sie spüren es auch, alle spüren es.»[51]

Es waren die Nationalsozialisten und ihre Komplizen, die den schwarzen Flügel des Todesgottes Thanatos über die Welt senkten und in seinem frostigen Schatten die Herzen auch der Gutgewillten auf Jahre vereisen liessen.

---

[51] So im 16. Kapitel seines Romans «Wir waren unser vier»; vgl. im 1. Teil des 13. Kapitels auch die Hinweise zum Risiko unkontrollierten Machtbesitzes und zur Feindschaft, die andere Menschen zu vernichtenden Objekten werden lässt, sowie die deutenden Begleitworte dazu von Charles Linsmayer, die in einzelnen Ausgaben des Romans enthalten sind. Diese Angaben beziehen sich auf die Buchausgabe von Suhrkamps Weissem Programm Schweiz (Frankfurt a. M. 1990, ISBN 3-518-40270-6), S. 176, ferner S. 140 f. sowie namentlich S. 242–244. Der Roman erschien erstmals 1949 im Artemis-Verlag, Zürich und wurde mehrfach neu aufgelegt.